Biogr. 3198^n (1.2

19919.

Demokrit

der lachende Philosoph

B5

45

Geständnisse

von

A. de Lamartine.

Erster Band.

Grimma,
Druck und Verlag des Verlags-Comptoirs.
1849.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erstes Buch.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

I.

An — — —.

Sie wollen die erste Hälfte meines Lebens kennen lernen, denn Sie lieben mich! Aber Sie lieben bis jetzt erst meine Gegenwart und meine Zukunft; meine Vergangenheit entgeht Ihnen; — es ist ein Theil meines Selbst, der Ihnen geraubt worden ist, und ich muß Ihnen denselben zurückstellen. Auch mir wird es zuweilen süß, zuweilen peinlich sein, für Sie und mit Ihnen allein bis zur dunkeln, verborgenen Quelle meiner Existenz, meiner Gefühle, meiner Gedanken zurückzudringen. Wenn der Fluß bereits zu versiechen anfängt, und schon trübe und bittere Fluthen zwischen sandigen Ufern dahinwälzt, ehe er sie in den gemeinschaftlichen Ocean gießt, wer würde da nicht gern Welle um Welle und Thal um Thal die langen Windungen seines Laufes hinauf und zurück verfolgen, um die ersten unter Blättern versteckten, aus dem Felsen hervorspringen-

den Gewässer, frisch wie der Schnee, welchem sie entstammen, blau und tief wie der Himmel des Gebirges, welcher sich darin abspiegelt, mit dem Auge zu bewundern und in seine hohle Hand zu schöpfen? O, das, wozu Sie mich auffordern, wird eine köstliche Erfrischung für meine Seele und zugleich Befriedigung einer zarten Neugier für Sie sein. Ich bin dem unbestimmten Punkte des menschlichen Lebens nahe, wo man in der Mitte der Jahre, welche Gott gewöhnlich den begünstigtsten Menschen zumißt, einen Augenblick zwischen den beiden Theilen seines Lebens unentschieden dasteht, und nicht mit Gewißheit sagen kann, ob man noch auf einen Augenblick anhalten muß, wenn man Interesse an sich selbst nimmt, oder wenn ein anderes Wesen Interesse für uns hegt. Einige Blicke zurückzuwerfen, und durch die Schatten, welche sich bereits auszubreiten und dieselben zu verbergen beginnen, die Orte, Stunden und Personen — die süßen Erinnerungen wieder anzuschauen, welche der Abend verwischt, und welche man auf ewig in dem Herzen des Andern wieder erwecken möchte, wie sie im eigenen Herzen ewig leben. Aber im Augenblicke, wo ich anfange, Ihnen die so geheimen und so sorgsam verborgenen Falten meiner Erinnerungen zu enthüllen, fühle ich Wellen von Zärtlichkeit, von Trauer und Schmerz heiß aus dem Grunde meines Herzens aufsteigen und mir mit den Seufzern meines vergangenen Lebens fast die Stimme ersticken. Sie waren wie eingeschlummert, aber nicht todt; vielleicht habe ich Unrecht, sie wieder aufzuwecken, vielleicht

werde ich nicht im Stande sein, fortzufahren. Das Schweigen ist das Leichentuch der Vergangenheit, es ist zuweilen sündhaft, zuweilen gefährlich, es aufzuheben. Aber selbst dann, wenn man es liebevoll und mit frommer Hand aufdeckt, ist der erste Augenblick ein furchtbarer.

Haben Sie wohl schon mehrmals eine der entsetzlichsten Prüfungen des Lebens durchgemacht? Ich habe deren zwei erfahren, und kann nie ohne Schaudern daran denken.

Der Tod hat Ihnen durch eine Ueberraschung und in Ihrer Abwesenheit eines der Wesen entführt, in welchen Sie selbst am Meisten lebten, eine Mutter, ein Kind, ein angebetetes Weib. Durch die traurige Nachricht zurückgerufen, kamen Sie an, ehe die Erde noch das heilige Vermächtniß des auf ewig eingeschlummerten Körpers empfangen hatte. Sie stürzen über die Schwelle, Sie eilen die Treppe hinauf, Sie treten in das Zimmer, man läßt Sie allein mit Gott und mit dem Tode. Sie knieen beim Bette nieder, Sie bleiben stundenlang mit ausgestreckten Armen, mit gegen die Falten des Leichentuchs gedrücktem Antlitz liegen. Sie stehen endlich wieder auf. Sie machen einige langsame oder eilige Schritte im Zimmer umher, Sie nähern sich und entfernen sich abwechselnd von diesem Bette, wo ein über einen unbeweglichen Körper ausgebreitetes weißes Tuch die Formen des Wesens, welches Sie nie wieder erblicken werden, andeutet, während es sie verhüllt. Ein entsetzlicher Zweifel ergreift Sie. Das angebetete Antlitz ist mit dem Leichentuche bedeckt. Sollen Sie es so wieder=

sehen, wie es der Tod gemacht hat? Sollen Sie diese Stirne durch das Tuch küssen? Dieses entschwundene Antlitz nie anders als mit dem Gedächtniß und mit der Farbe, dem Blick und dem Ausdruck, welchen das Leben ihm verlieh, wieder erblicken? Welches ist zum Troste des Ueberlebenden, — für die Verehrung des Todten, — am Besten? Unauflösbares Problem! ich begreife nur zu gut, daß man es sich aufgiebt, und auf verschiedene Weise lös't. Was mich betrifft, so habe ich es mir auch gestellt, aber der Instinkt hat stets die Oberhand über die Vernunft behalten. Ich habe wiedersehen wollen, ich habe wiedergesehen! Die zärtliche Pietät des Andenkens, welches ich mir einprägen wollte, ward nicht davon verändert, aber die Erinnerung an das belebte und lebende Gesicht hat sich in meinen Gedanken mit dem Andenken an das unbewegliche und durch den Tod wie in Marmor ausgehauene Antlitz vermengt, und in meinem Geiste diesen versteinerten Gesichtern meiner Lieben etwas Pulsirendes wie das Leben, und zugleich etwas Unbewegliches wie die Unsterblichkeit, verliehen.

Ich empfinde einen Theil dieser zaudernden und zweifelhaften Gefühle, wenn ich Ihnen dieses versiegelte Buch meiner Erinnerungen aufschlage. Unter diesem Schleier des Vergessens liegt eine Leiche — es ist meine Jugend. — Wie viel köstliche Bilder, aber auch wie viele noch blutende Wunden des Bedauerns werden sich mit ihr wieder beleben! Doch, es thut nichts; Sie wollen es — ich gehorche Ih-

nen. Könnte ich die noch warme Asche dessen, was einst mein Herz war, in eine weichere und rücksichtsvollere Hand legen?

II.

Mein Gott, ich habe oftmals bedauert, daß ich geboren bin, ich habe oft gewünscht, in das Nichts zurücktreten zu können, statt durch so viele Lügen, Leiden und Opfer nach dem Verluste unsers Selbst hinzuschreiten, welchen wir den Tod nennen. Dessenungeachtet habe ich in den Augenblicken furchtbarer Entmuthigung, wo die Verzweiflung die Oberhand über die Vernunft gewinnt und man vergißt, daß das Leben eine uns aufgelegte Arbeit, um uns selbst zu beendigen, ist, mir stets gesagt: Es giebt noch Etwas, das ich bedauern würde, nicht genossen zu haben. Dies ist die Milch einer Mutter, dies ist die Liebe eines Vaters, es ist die Verwandtschaft der Seelen und Herzen mit Brüdern; es ist die Zärtlichkeit, die Freuden und selbst die Kümmernisse der Familie! Die Familie ist offenbar der Ausdruck unserer Zeit selbst. Größer als wir, vor uns existirend, und mit dem besten Theil unsers Selbst uns überlebend. Sie ist das Bild der heiligen liebevollen Vereinigung der Wesen, durch kleine Gruppen von Wesen dargestellt, welche sich aneinander halten, und durch das Gefühl sichtbar gemacht! Ich kann es wohl begreifen, daß man die Familie ausdehnen möchte, aber sie zerstören! dies

wäre eine Lästerung gegen die Natur, und ein Verbrechen gegen das menschliche Herz! Wohin würden alle die Zuneigungen gehen, welche sie gebiert, und welche ihr Nest unter dem väterlichen Dache haben? Das Leben würde keine Quelle haben, es würde weder wissen, woher es kommt, noch wohin es geht. Alle die zärtlichen Gefühle des Geistes würden zu Abstraktionen des Verstandes werden. Aber das Meisterstück Gottes ist das, daß er gemacht hat, daß seine am Meisten auf die Erhaltung des Menschen hinwirkenden Gesetze zu gleicher Zeit die köstlichsten Gefühle des Individuums wurden.

So lange man nicht liebt, versteht man auch nicht! Glücklich ist derjenige, welchen Gott in einer guten und frommen Familie hat geboren werden lassen; es ist die erste Wohlthat des Geschickes, und wenn ich sage, eine gute Familie, verstehe ich darunter nicht eine Familie aus dem Adel, welchen die Menschen ehren und auf Pergament verzeichnen, — es giebt in allen Ständen einen Adel. Ich habe Bauernfamilien gekannt, wo die Reinheit der Gefühle, die chevalereske Rechtschaffenheit, die zarteste Delikatesse, die Legitimität der Ueberlieferungen, welche man den Adel nennt, ebenso in allen Handlungen, Zügen, Worten und Sitten sichtbar waren, wie nur je in den höchsten Geschlechtern der Monarchie. Es giebt einen Adel der Natur, so gut wie den der Gesellschaft, und der erstere ist von beiden der bessere. Es kommt wenig darauf an, in welchem Stocke des Hauses und von welchem Umfange im Felde der väterliche

Heerd sei, so lange er nur der Zufluchtsort der Frömmigkeit, der Rechtschaffenheit und der Zärtlichkeit der Familie ist, welche sich darin fortpflanzt. Das Haus, worin das Kind geboren wird, ist seine Prädestination. Sein Geist bildet sich hauptsächlich aus den Eindrücken, deren es sich erinnert. Der Blick der Augen unsrer Mutter ist ein Theil unsrer Seele, welcher durch unsre eigenen Augen in uns gedrungen ist. Wer von uns fühlt nicht, wenn er diesen Blick auch nur im Traume oder in der Idee wiedersieht, etwas in seine Gedanken herabsteigen, welches deren Unruhe beschwichtigt und deren Ruhe erheitert?

Gott hat mir die Gnade erwiesen, mich in einer dieser bevorzugten Familien geboren werden zu lassen, die einem Heiligthume der Frömmigkeit gleichen und wo man nur den guten Geruch einathmet, welchen mehre Generationen in ihrer Reihenfolge durch das Leben darin verbreitet haben, einer Familie ohne Glanz, aber auch ohne Flecken, die durch die Vorsehung in die mittlere Stellung des Lebens versetzt wurde, wo man dem Adel durch den Namen, zugleich aber auch dem Volke durch die Mäßigkeit des Vermögens, die Einfachheit des Lebens und den Aufenthalt auf dem Lande und unter dem Landvolke, mit ihm in gleichen Gewohnheiten und fast auch den gleichen Arbeiten, angehört.

Wenn ich noch ein Mal auf die Welt kommen sollte, so würde ich mir die Geburt unter diesen Umständen wählen.

Man besitzt hier die beste — die mittelste Stellung,

um die verschiedenen Zustände der Menschheit zu sehen und zu begreifen, nicht hoch genug, um Neid zu erregen, noch niedrig genug, um verachtet zu werden; es ist genau der Punkt, wo sich in den menschlichen Zuständen die Erhöhung der Ideen, welche die Erhöhung des Gesichtspunktes hervorbringt, und die Höhe der Gefühle, welche der häufige Anblick der Natur erzeugt, treffen und zusammenfassen.

III.

An den Ufern der Saône, einige Meilen aufwärts von Lyon, erhebt sich zwischen Dörfern und Wiesen am Abhange eines kaum über die Ebene anschwellenden Hügels, die kleine aber hübsche Stadt Mâcon. Zwei von der Revolution ihrer Gipfel beraubte und von der Zeit unterminirte gothische Thürme ziehen das Auge und den Gedanken des Reisenden an, welcher auf den Dampfschiffen, womit der Fluß den ganzen Tag bedeckt ist, nach der Provence oder Italien zu fährt. Unter diesen Ruinen der alten Kathedrale erstrecken sich eine halbe Stunde weit lange weiße Häuserreihen und Quai's, wo man die Fabrikate des mittägigen Frankreichs und den Ertrag der Weinberge von Mâcon ein- und ausschifft. Der obere Theil der Stadt, welchen man von den Ufern aus nicht wahrnimmt, ist dem Schweigen und der Ruhe geweiht, man könnte sich in eine spanische Stadt versetzt glauben. Das Gras wächst hier

in den Zwischenräumen der Pflastersteine, die hohen Mauern der alten Klöster verdüstern diese engen Straßen. Ein Gymnasium, ein Hospital, Kirchen, wovon die eine restaurirt, die andern verfallen sind, und den Weinhändlern des Orts zu Magazinen dienen, ein großer, an seinen beiden Enden mit Linden bepflanzter Platz, wo Kinder spielen und die Greise sich an schönen Tagen an der Sonne wärmen, lange Vorstädte mit niedrigen Häusern, die in Schlangenwindungen bis zum Gipfel des Hügels hinauf und der Mündung der Landstraße zusteigen, einige hübsche Häuser, deren eine Seite auf die Straße geht, während sich die andere bereits in die Landschaft und das grüne Laub taucht, und um den Platz herum fünf bis sechs Hotels oder große Häuser, die fast stets geschlossen sind und den Winter über die alten Familien der Provinz aufnehmen, dies ist kurz die Zusammensetzung der obern Stadt. Sie ist der Wohnort dessen, was man sonst den Adel und die Geistlichkeit nannte, uud noch jetzt der Wohnsitz der Behörden und der Reinlichkeit.

Es ist überall so, das Volk steigt von den Höhen herab, um zu arbeiten, und hinauf, um zu ruhen. Es entfernt sich von dem Geräusche, sobald es die Mittel zum Wohlleben erlangt hat.

An einer Ecke dieses Platzes, welcher vor der Revolution ein Wall war und diesen Namen noch trägt, sieht man ein mit wenig Fenstern versehenes, hohes, großes Haus, dessen steile, massive, aber von dem Regen geschwärzte

und von der Sonne gefurchte Wände seit mehr als einem Jahrhundert durch große eiserne Klammern zusammengehalten werden. Eine hohe, breite Thür, vor welcher sich ein Vordach mit zwei Stufen befindet, führt auf ein langes Vorhaus, an dessen Ende eine massive Steintreppe im Sonnenscheine, der durch ein kolossales Fenster fällt, erglänzt und von einer Etage hinauf zur andern in zahlreiche geräumige Gemächer führt.

Dies ist das Haus, worin ich geboren bin.

IV.

Mein Großvater lebte noch; er war ein alter Edelmann, der lange Zeit im Heere Ludwigs des Vierzehnten und Ludwigs des Funfzehnten gedient und bei der Schlacht von Fontenoi das Kreuz des St. Ludwig-Ordens erhalten hatte. Mit dem Range eines Cavallerie-Rittmeisters in seine Provinz zurückgekehrt, hatte er die Gewohnheiten der Eleganz, des Glanzes und Vergnügens, die er sich am Hofe oder in den Garnisonen angeeignet, hierher mitgebracht. Da er ein für seine Provinz schönes Vermögen besaß, hatte er eine reiche Erbin der Franche-Comté geheirathet, deren Mitgift in fetten Feldern und großen Wäldern in der Gegend von St. Claude und in den Schluchten des Jura, nicht weit von Genf, bestand. Er hatte sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter.

Den Ideen der Zeit zufolge war das Familien-Ver-

mögen dem ältesten der Söhne ausschließlich bestimmt; der zweite hatte wider seinen Willen in den Priesterstand, für den er nicht den mindesten Beruf empfand, treten müssen. Von den drei Töchtern waren zwei in Klöster gesteckt worden; die dritte war Kanonissin und hatte die Gelübde abgelegt. Mein Vater war der Letztgeborene dieser zahlreichen Familie. Man hatte ihn in dem Alter von 16 Jahren in dasselbe Regiment gebracht, in welchem sein Vater vordem gedient hatte. Er durfte sich nie verheirathen; dies war die Regel seiner Zeit. Er mußte in dem bescheidenen Range eines Cavallerie-Capitains, zu welchem er bald gelangt war, alt werden, von Zeit zu Zeit in das väterliche Haus auf Urlaub gehen, allmählig das St. Ludwigskreuz, das höchste Ziel des Ehrgeizes des Provinzial-Edelmannes, erringen, endlich im vorgerückten Alter mit einer kleinen Pension vom König und einem noch geringeren Erbtheil in einem hochgelegenen Zimmer eines alten Schlosses seines ältesten Bruders vegetiren, den Garten beaufsichtigen, mit dem Pfarrer auf die Jagd gehen, die Pferde zureiten, mit den Kindern tändeln, mit den Nachbarn eine Partie Schach oder Trictrac spielen, kurz: war dazu geboren, aller Welt gefällig zu sein, den Hausklaven zu machen und sich noch für glücklich zu halten, es sein zu können, von aller Welt geliebt, aber auch vernachlässigt zu werden, und so sein Leben unbekannt, ohne Güter, ohne Gattin, ohne Nachkommenschaft dahin zu schleppen, bis Alterschwäche und Krankheit ihn aus dem Salon auf sein nacktes Zimmer verbannten, wo an den

Wänden sein Helm und sein alter Degen hingen und bis man eines Tages im Schlosse sagte: „Der Chevalier ist gestorben.“

Mein Vater war der Chevalier de Lamartine und dieses Leben ihm bestimmt. Bescheiden und achtungsvoll würde er es seufzend, aber ohne Murren angenommen haben.

Ein unvorhergesehener Umstand veränderte aber alle diese Bestimmungen des Schicksals. Sein älterer Bruder wurde kränklich, die Aerzte riethen ihm das Heirathen ab; er sagte zu seinem Vater: man muß den Chevalier verheirathen. — Dies erzeugte einen allgemeinen Aufstand aller Familiengefühle und aller Gewohnheiten und Vorurtheile in dem Geiste und Herzen des alten Edelmannes. „Die Chevaliers sind nicht dazu da, um sich zu verheirathen;“ man ließ meinen Vater bei seinem Regimente. Man verschob diese Schwierigkeit, welche hauptsächlich meine Großmutter entsetzte, von Jahr zu Jahr. — „Den Chevalier verheirathen! es wäre eine Monstrosität!“ Auf der andern Seite war es aber auch ein Verbrechen gegen das Blut, das bescheidene Geschlecht und den dunkeln Namen verlöschen zu lassen. Man mußte sich daher entscheiden. Man entschied sich nicht und die Revolution kam herauf.

V.

Es gab zu dieser Zeit in Frankreich wie noch jetzt in Deutschland eine zugleich religiöse und weltliche Einrichtung,

von der wir uns jetzt kaum ohne Lächeln eine Idee zu machen vermöchten, so sehr finden sich die Religion und die Welt darin mittelst eines reizenden, aber auch strengen Contrastes genähert und vermischt. Es waren die sogenannten adeligen Fräuleinstifte. Diese Stifte waren folgender Art:

Die reichen und adeligen Familien des Reichs schickten, nachdem sie die Adelsprobe abgelegt hatten, diejenigen von ihren Töchtern, welche keinen Geschmack am Stande der Klosterpriesterinnen fanden, denen jedoch die Familie keine genügende Aussteuer zu geben vermochte, um sie zu verheirathen, in eine Provinz und eine gewöhnlich gut gewählte Lage nicht weit von einer großen Stadt, deren Nachbarschaft diese Art von Klöstern ohne Clausur belebte.

Man gab Jeder von ihnen eine kleine Aussteuer und baute ihr ein von einem kleinen Garten umgebenes hübsches Haus, nach einem gleichmäßigen Plane um die Capelle des Capitels herum.

Diese Häuser waren gewissermaßen frei nebeneinander gestellte Klöster, deren Thür jedoch der Welt halb geöffnet blieb, eine Art von unvollkommener Secularisation der frühern Geistlichkeit oder ein eleganter und sanfter Uebergang zwischen der Welt und der Kirche. Die erwähnten jungen Personen traten im Alter von 14 bis 15 Jahren in dieselben ein. Sie fingen damit an, daselbst unter der nicht eben strengen Aufsicht der ältesten Kanonissin, die ihr Gelübde abgelegt und der sie ihre Familie anvertraut hatte, zu leben.

Später, sobald sie das **20.** Jahr erreicht hatten, übernahmen sie selbst die Verwaltung ihres Hauswesens, gesellten sich eine oder zwei ihrer Freundinnen zu und lebten gemeinschaftlich in kleinen Gruppen von Zwei bis Drei.

Sie brachten im Stifte nur die schöne Jahreszeit zu. Den Winter über kehrten sie in die benachbarten Städte, in den Schooß ihrer Familien zurück, um daselbst ein halbes Jahr voller Vergnügungen zuzubringen und die Salons ihrer Mutter zu zieren. Während der Monate, die sie im Capitel zubrachten, waren sie zu weiter nichts verbunden, als zweimal des Tages in der Kirche das Amt zu halten und auch hiervon reichte der geringste Vorwand hin sie zu befreien. Des Abends versammelten sie sich bald bei der Aebtissin, bald bei Einer aus ihrer Mitte, um zu spielen, zu plaudern und zu lesen, ohne durch eine andere Regel als ihren Geschmack bestimmt zu werden, oder eine andere Aufsicht als die einer alten Kanonissin, der nachsichtigen Hüterin dieser hübschen Heerde. Man mußte nur zu bestimmten Stunden nach Hause zurückkommen.

Die Männer waren durch die Regel von diesen Versammlungen ausgeschlossen, es gab aber eine Ausnahme, die Alles ausglich. Jede von den jungen Kanonissinnen konnte auf eine bestimmte Zahl von Tagen ihre Brüder bei sich aufnehmen und dieselben in den Gesellschaften des Capitels ihren Freundinnen vorstellen.

Hier bildeten sich natürlich die zärtlichsten Herzensbündnisse zwischen den jungen Offizieren, welche einige Tage

des Sommerhalbjahres bei ihren Schwestern zubrachten, und den jungen Freundinnen dieser Schwestern. Es erfolgten wohl von Zeit zu Zeit einige Entführungen, oder Gerüchte im Capitel, im Allgemeinen führten aber eine fromme Zurückhaltung und vorwurfsfreie Decenz die Herrschaft. Diese zarten Verhältnisse und die gegeneinander gefaßte Zuneigung, die von den jährlichen Besuchen wach erhalten wurde, veranlaßte später manche der zu jener Zeit in der französischen Gesellschaft so seltenen Heirathen aus Liebe.

VI.

Eine von den Schwestern meines Vaters war Kanonissin eines Fräuleinstiftes im Beaujolais am Ufer der Saône, zwischen Lyon und Mâcon. Sie hatte hier im 21. Jahre ihre Gelübde abgelegt und besaß ein Haus, welches ihr mein Großvater erbaut hatte. In diesem beherbergte sie eine reizende sechszehnjährige Freundin, die vor Kurzem in das Capitel eingetreten war. Mein Vater wurde bei den Besuchen, die er seiner Schwester in Salles (so hieß das Dorf) machte, von den Reizen, dem Geiste und den engelhaften Eigenschaften dieser jungen Person ergriffen. Die junge Kanonissin und der schöne Offizier liebten sich. Die Schwester meines Vaters war die natürliche Vertraute dieser gegenseitigen Zärtlichkeit. Sie begünstigte dieselbe, und nach langjähriger Treue, nach dem Ueberwinden vieler Schwierigkeiten und des Widerstandes beider Familien erfüllte sich das

Schicksal, dessen mächtigster Gehülfe stets die Liebe ist, und mein Vater heirathete die Freundin seiner Schwester.

VII.

Alix Des Roys, so hieß unsre Mutter, war die Tochter des Monf. Des Roys, General-Intendant des Herzogs von Orleans. Madame Des Roys, seine Gemahlin, war Unter-Gouvernante der Kinder dieses Prinzen und Liebling der schönen und tugendhaften Herzogin von Orleans, welche der Revolution immer ergeben blieb, trotzdem daß sie dieselbe aus ihrem Palast verjagte, ihren Sohn in die Verbannung und ihren Gatten aufs Schaffot schickte.

Herr und Madame Des Roys hatten im Winter eine Wohnung im Palais-Royal und im Sommer eine andere in St. Cloud. Meine Mutter wurde daselbst geboren und in der respectvollen Vertraulichkeit, welche sich stets zwischen Kindern von gleichem Alter erzeugt, mit dem König Louis Philipp erzogen und nahm an seinen Lectionen und Spielen Antheil.

Wie vielmal haben uns unsre Mütter nicht von der Erziehung dieses Prinzen unterhalten, den eine Revolution weit von seinem Vaterlande vertrieb, eine andere Revolution dagegen auf den Thron setzen sollte? Es gab keine Fontaine, keine Allee, keinen Grasplatz in den Gärten von St. Cloud, die wir nicht aus ihren Jugend-Erinnerungen kannten, ehe wir sie selbst erblickt hatten. St. Cloud war

für sie ihr Neuilly, ihre Wiege, der Ort, wo alle ihre ersten Ideen aufgekeimt, geblüht, vegetirt und mit den Pflanzen dieses schönen Parks aufgewachsen waren. Die sonoren Namen des 18. Jahrhunderts waren die ersten, die sich meinem Gedächtnisse einprägten.

Madame Des Roys, ihre Mutter, war eine vortreffliche Frau. Ihre Functionen im Hause des ersten Prinzen von Geblüt zogen viele von den berühmten Personen ihrer Zeit in ihren Kreis und gruppirten dieselben um sie her. Voltaire kam bei seinem kurzen letzten Aufenthalte in Paris, der ein Triumph war, zu den jungen Prinzen und besuchte dieselben. Meine Mutter, die damals erst 7 bis 8 Jahr zählte, war bei seinem Besuch zugegen und verstand, obgleich noch so jung, durch den Eindruck, welchen das, was um sie vorging, auf sie machte, daß sie ein Wesen erblickte, welches höher als ein König stand. Die Attitude Voltaires, sein Costume, sein Stock, seine Geberde und Worte waren in diesem Kinder-Gedächtnisse eingedrückt geblieben, wie die Spur eines antediluvianischen Wesens im Gestein unsrer Berge.

D'Alembert, Madame de Genlis, Buffon, Florian, der englische Geschichtschreiber Gibbon, Necker, die Staatsmänner, Literaten und Philosophen ihrer Zeit lebten in der Gesellschaft, worin sich Madame Des Roys bewegte. Sie war mit dem unsterblichsten von ihnen, mit Jean Jacques Rousseau vertraut. Meine Mutter hatte, obgleich sehr fromm und den unbeugsamen Dogmen des Katholizismus sehr hingegeben, eine zärtliche

Bewunderung für diesen großen Mann bewahrt, ohne Zweifel weil er mehr als Genie, weil er eine Seele besaß. Sie bekannte sich nicht zu der Religion seines Genies, wohl aber zu der seines Herzens.

VIII.

Der Herzog von Orleans, welcher auch Graf von Beaujolais war, hatte eine gewisse Anzahl von Stiftsdamen am Capitel von Salles, welches in seinem Herzogthume lag, zu ernennen. So wurde meine Mutter durch ihn im Alter zwischen 15 und 16 Jahren dorthin gebracht. Ich besitze noch ein Portrait von ihr aus diesem Alter außer dem Bilde, das alle ihre Schwestern sowie mein Vater uns so oft aus dem Gedächtniß gezeichnet haben. Sie ist in ihrem Costum als Kanonissin dargestellt, man erblickt eine junge, große, vollkommen entwickelte Person mit schlanker Taille und schönen weißen Armen, die in der Gegend des Ellnbogens aus den engen Aermeln eines schwarzen Kleides hervorkommen. Auf ihrer Brust ist das kleine goldne Kreuz des Capitels angeheftet, über ihrem schwarzen Haar fällt und weht von beiden Seiten des Kopfes herab ein Schleier von Spitzen, deren Schwärze die ihrer Haare noch nicht erreicht. Ihr junges naives Gesicht ist das einzige, was aus diesen düstern Farben hervorschimmert.

Die Zeit hat die Frische des Colorits von 15 Jahren etwas verwischt, aber die Züge sind noch so rein, als ob der

Pinsel des Malers noch nicht auf der Palette vertrocknet wäre. Man erkennt darauf vollkommen das innere Lächeln des Lebens, die unversiechbare Zärtlichkeit der Seele, des Blickes und des Wortes, und hauptsächlich den Strahl des innern Lichtes, welcher stets so verstandesheiter von Gefühl durchdrungen und wie eine ewige Liebkosung aus seinem etwas tiefen und durch das Augenlid etwas verschleierten Auge rieselte, als ob sie die ganze Liebe und den ganzen Glanz, welchen sie in ihren schönen Augen besaß, aus Furcht zu blenden, nicht hätte hervorleuchten lassen mögen. Man begreift beim bloßen Anblick dieses Portraits die ganze Leidenschaft, welche ein solches Weib meinem Vater einflößen und die ganze kindliche Liebe, welche es später seinen Kindern lehren mußte.

Mein Vater selbst war zu dieser Zeit seinem Aeußeren und Character nach würdig, sich das Herz einer verständigen und muthigen Frau zu eigen zu machen. Er war nicht mehr in seiner ersten Jugend, denn er stand bereits im 38. Jahre. Für einen Mann von einem starken Geschlecht, der noch an Geist und Körper jung, im 90. Jahre mit allen seinen Zähnen, allem seinem Haar und der ganzen Strenge und imposanten Schönheit, die das Alter mit sich bringt, starb, waren 38 Jahre die Blüthe des Lebens; sein Wuchs war hoch, seine Haltung militairisch, seine Züge männlich und gebietend. Die beiden Eindrücke, welche der Anblick seiner Physiognomie zurückließ, waren die eines gemäßigten Stolzes und der Freimüthigkeit. Er affectirte

weder Ungezwungenheit noch Grazie, obgleich sein Geist viel davon besaß. Trotz der Leidenschaftlichkeit, welche er im Grunde seines Herzens besaß, erschien er auf der Oberfläche kalt und gleichgiltig, weil er sich selbst fürchtete und gewissermaßen schämte, seine Erregbarkeit zu zeigen.

Es hat nie einen Menschen auf der Welt gegeben, der weniger von seiner Tugend wußte und mehr die strenge Vollkommenheit einer Heldennatur mit der ganzen Schaamhaftigkeit eines Weibes umhüllte. Ich selbst bin viele Jahre lang dadurch getäuscht worden. Ich hielt ihn für finster und mürrisch, während er nur gerecht und streng war. Seine Natur war einfach: die Vereinigung des Patriarchen mit dem Soldaten; seine Beschäftigung bestand, wenn er sich auf Urlaub in der Provinz befand, in der Jagd; den übrigen Theil des Jahres in den Geschäften seines Regiements, der Besorgung seines Pferdes und seiner Waffen, und der scrupulösen Befolgung der Disciplin, welche bei ihm durch den Enthusiasmus veredelt wurde, den er für das Soldatenleben hegte. Er kannte nichts Höheres als seinen Rang als Cavallerie-Rittmeister und die Achtung seiner Cameraden. Sein Regiment war ihm mehr als seine Familie. Er wünschte dessen Ehre eben so sehr, wie seine eigene; er wußte alle Namen der Offiziere und Gemeinen aus dem Kopfe, und wurde von allen angebetet. Sein Stand war sein Leben, aber ohne im Mindesten nach Reichthum, nach einem höheren Range Verlangen zu tragen. Sein Ideal war, das zu sein, was er war, ein guter Offi-

zier, die Ehre in dem Herzen zu tragen, den Dienst des Königs mit religiöser Ehrfurcht zu verrichten, sechs Monate im Jahre in einer Garnisonstadt und die übrigen sechs Monate in dem kleinen Hause, das er auf dem Lande besaß, mit einer Frau und Kindern zuzubringen. Mit Einem Worte, mein Vater war ein ursprünglicher Mensch, nur durch die Soldaten-Natur etwas modifizirt.

Die Revolution, das Unglück, die Jahre und Ideen veränderten und vervollständigten ihn in seinem vorgerückten Alter; ich kann wohl sagen, daß ich seine große unbeugsame Natur sich erst nach dem siebzigsten Jahre entwickeln gesehn habe. Er war von der Art jener Eichen, die bis zu dem Tage fort vegetiren und sich stets erneuern, wo man die Axt an den Fuß des Baumes legt. Im Alter von achtzig Jahren vervollkommnete er sich noch.

IX.

Ich habe bereits gesagt, welche Vermögenshindernisse und Familienvorurtheile sich seiner Verbindung entgegenstellten. Dieselben wurden von seiner und meiner Mutter Standhaftigkeit überwunden; — sie wurden in dem Augenblicke vereint, wo die Revolution im Begriff war alle menschlichen Einrichtungen und sogar den Boden, auf welchen dieselben gegründet waren, zu erschüttern.

Bereits hatte die constituirende Versammlung ihr Werk begonnen, sie unterhöhlte mit der Gewalt ihres, so zu sagen, göttlichen Rechts, die Privilegien und Vorurtheile,

auf welchen die alte gesellschaftliche Ordnung in Frankreich ruhte. Bereits riß die große Bewegung des Volks, wie Wellen, welche der Wind aufzuwühlen beginnt, bald Versailles, bald die Bastille, bald das Pariser Rathhaus mit sich hinweg. Aber der Enthusiasmus des Adels selbst für die große politische und religiöse Regeneration bestand noch.

Ungeachtet dieser ersten Erdbeben glaubte man noch, daß Alles dies vorüber gehen würde. Man besaß in der Vergangenheit keinen Maßstab, um im Voraus die Höhe zu messen, welche diese Ueberschwemmung der neuen Ideen erreichen werde. Mein Vater hatte, als er sich verheirathete, den Dienst nicht verlassen. Er sah in Allem, was sich ereignete, nichts, als daß er seiner Fahne zu folgen, den König zu vertheidigen, einige Monate gegen die Unordnung zu kämpfen, einige Blutstropfen für seine Pflicht zu vergießen hatte. Die ersten Blitze des Sturmes, welcher einen Thron zerschmettern und Europa wenigstens auf ein halbes Jahrhundert erschüttern sollte, verloren sich für meine Mutter und ihn in den ersten Freuden ihrer Liebe und den ersten Aussichten ihres Glückes.

Ich erinnere mich einst, einen Weidenzweig durch den Strom vom Stamme abgerissen und eines Morgens auf der ausgetretenen Saône dahinschwimmen gesehen zu haben. Ein Nachtigall=Weibchen saß noch auf seinem Nest im Schaum der Wellen und das Männchen folgte seiner, auf den Trümmern dahinschwimmenden Geliebten im Fluge.

Zweites Buch.

I.

Sie hatten kaum ihr so lange ersehntes Glück gekostet, als sie dasselbe unterbrechen und sich trennen mußten. Ach, vielleicht um sich nie wieder zu sehen Es war der Moment der Emigration.

Zu dieser Zeit war die Emigration nicht wie sie später wurde, eine Zuflucht gegen die Verfolgung oder den Tod, es war eine allgemeine Auswanderungsmanie, welche den französischen Adel ergriffen hatte. Das durch die Prinzen gegebene Beispiel wurde ansteckend. Ganze Regimenter verloren in einer Nacht ihre Offiziere. Es war eine gewisse Zeit lang eine Schande, da zu bleiben, wo sich der König und Frankreich befand. Es bedurfte hohen geistigen Muthes und großer Charakterfestigkeit, um diesem epidemischen Wahnsinn, welcher den Namen der Ehre annahm, Widerstand zu leisten. Mein Vater hatte diesen Muth, er weigerte sich zu emigriren. Erst als man den

Offizieren der Armee einen Schwur abverlangte, welcher seinem Gewissen als Diener des Königs widerstrebte, gab er seine Dimission, aber der zehnte August näherte sich, man fühlte ihn herankommen. Man wußte im Voraus, daß das Tuilerienschloß angegriffen, das Leben des Königs bedroht werden, die Constitution von 91, der momentane Versöhnungspact zwischen dem repräsentativem Königthum und dem souverainen Volke in Strömen von Blut untergehen oder triumphiren würde. Die ergebenen Freunde dessen, was noch von der Monarchie übrig geblieben war und die mit persönlicher Treue dem König ergebenen Männer zählten und vereinigten sich, um die constitutionelle Garde Ludwig des Sechzehnten zu verstärken und sich am Tage der Gefahr um den König zu schaaren.

Mein Vater gehörte zu der Zahl dieser beherzten Männer.

Meine Mutter machte keinen Versuch, ihn zurückzuhalten, selbst mitten in ihren Thränen hat sie nie begriffen, daß man ohne Ehre leben könne, noch eine Minute zwischen einem Schmerz und einer Pflicht geschwankt. Sie trug mich damals unter ihrem Herzen. Mein Vater reis'te ohne Hoffnung, aber auch ohne Zaudern ab. Er kämpfte mit der constitutionellen Garde und den Schweizern bei der Vertheidigung des Schlosses. Als Ludwig der Sechzehnte seine Wohnung verlassen hatte, wurde der Kampf zu einem Gemetzel. Mein Vater wurde im Tuileriengarten von einem Schusse verwundet. Er entfloh, wurde dem Inva=

liden=Hause gegenüber beim Uebersetzen über den Fluß arretirt, nach Vaugirard geführt und einige Stunden lang in einem Keller gefangen gehalten. Er wurde von dem Gärtner eines seiner Verwandten, der Municipalbeamter bei der Commun war und ihn durch einen wunderbaren Zufall erkannte, reklamirt und gerettet. So dem Tode entgangen, kehrte er zu meiner Mutter zurück und lebte in tiefer Zurückgezogenheit auf dem Lande bis zu der Zeit, wo die revolutionairen Verfolgungen Denjenigen, die sich noch an der alten Ordnung fest hielten, kein anderes Asyl mehr ließen, als das Gefängniß oder das Schaffot.

II.

Die Familie meines Großvaters gab der Verfolgung nur geringen Vorwand. Es war keines von ihren Gliedern emigrirt. Mein Großvater selbst war ein mehr als achtzigjähriger Greis, sein ältester, wie sein zweiter Sohn, der Abbé de Lamartine, die beide in den Lehren des achtzehnten Jahrhunderts erzogen worden waren, hatten seit ihrer Geburt die Milch der Philosophie eingesogen, welche der Welt eine neue Ordnung der Dinge versprach. Sie gehörten zu demjenigen Theile des jungen Adels, welcher die Ideen der politischen Umwandlung am offensten aufnahm und mit der größten Gluth verbreitete.

Es ist ein grober Irrthum über den Ursprung der

französischen Revolution, wenn man sich einbildet, daß sie von unten gekommen sei. Die Ideen kommen stets von oben. Es ist nicht das Volk, welches die Revolution gemacht, sondern der Adel, die Geistlichkeit und der denkende Theil der Nation. Der Aberglaube entsteht zuweilen im Volke, die philosophischen Systeme aber nur im Kopfe der Gesellschaft.

Die französische Revolution ist aber ein philosophisches System; was man auch denken mag, so trugen doch meine Großeltern, und besonders mein Oheim, das treibende Prinzip der Revolution im Herzen. Sie waren leidenschaftliche Anhänger einer constitutionellen Regierung, einer nationalen Repräsentation, der Verschmelzung der verschiedenen Stände im Staate zu einer einzigen, gleichen Gesetzen und Steuern unterworfenen Nation.

Mirabeau, Lameth, Lafayette, Monnier, Virieu, Laroche-Foucauld, waren die Apostel ihrer politischen Religion. Madame de Monnier (Mirabeau's Sophie) hatte eine Zeit bei meinem Großvater gelebt. Lafayette war mit dem Abbé de Lamartine erzogen worden; sie hatten sich in Paris wiedergefunden und unterhielten einen regelmäßigen Briefwechsel. Sie waren durch eine echte Freundschaft verbunden, die eine vierzigjährige Abwesenheit überlebt hat, und wovon mir der berühmte General noch im vorletzten Jahre seines Lebens erzählte.

Solcher Art war die Farbe der Ansichten meiner Fa-

milie. Sie zeigte nichts, was der Revolution von 1789 widerstrebte. Mein Vater und meine Oheime trennten sich von der Fortschrittspartei erst in dem Augenblicke, wo die Revolution diesen demokratischen Händen entfloh, sich zur Demagogie machte, gegen Diejenigen wendete, welche sie in ihrer Ruhe gepflegt hatten, und gewaltsam, räuberisch und schlächterisch wurde. Von diesem Augenblicke an trat auch die Verfolgung gegen sie ein und hörte erst nach dem Tode Robespierres auf.

III.

Eines Nachts kam das Volk, um meinen Großvater, ungeachtet seiner vier und achtzig Jahre, meine fast eben so alte und gebrechliche Großmutter, meine beiden Oheime, meine drei bereits aus ihren Stiften und Klöstern verjagten Tanten, ihrer Wohnung zu entreißen. Man warf die ganze Familie ohne Unterschied auf einen von Gensdarmen eskortirten Karren und führte sie unter Schmähungen und Todesdrohungen des Volkes nach Autun. Hier war ein ungeheures Gefängniß zur Aufnahme aller Verdächtigen der Provinz bestimmt. Mein Vater wurde in Folge einer Ausnahme, deren Ursache ihm unbekannt blieb, von den übrigen Personen seiner Familie getrennt und in das Gefängniß von Mâcon gebracht. Meine Mutter, die mich damals säugte, blieb unter der Aufsicht einiger Sol=

daten des revolutionairen Heeres als Gefangene in dem großen Hotel meines Großvaters zurück.

Darf mam sich wundern, wenn die Menschen, deren Leben aus diesen finstern Tagen datirt, bei ihrer Geburt eine Vorliebe für die Traurigkeit, und die Färbung der Melancholie in den französischen National-Geist gebracht haben? — Virgil, Cicero, Tibull, selbst Horaz, die dem römischen National-Geist diesen Charakter aufgeprägt, waren sie nicht gleich uns während der großen Bürgerkriege von Rom und unter dem Lärm der Proskriptionen des Marius, Sylla und Cäsar geboren?

Man denke an die Eindrücke des Schreckens oder Mitleids, welche die römischen Frauen erschütterten, während sie diese Männer in ihrem Schooße trugen! Man denke an die durch Thränen verbitterte Milch, welche ich an den Brüsten meiner Mutter einsog, während sich die ganze Familie in einer Gefangenschaft befand, die nur aufhörte, um zum Tode zu führen, — während ihr angebeteter Gatte auf der Stufe des Schaffots stand, sie selbst in ihrem eignen Hause gefangen gehalten wurde und wilde Soldaten ihre Thränen erspähten, um ihr ein Verbrechen aus ihrer Zärtlichkeit zu machen, und ihren Schmerz zu schmähen.

IV.

Auf der Hinterseite des Hotels meines Großvaters, welches sich von einer Straße bis zur andern erstreckte, lag

ein kleines, niedriges, düsteres Haus, welches durch einen finstern Gang und enges Höfchen, so feucht wie Brunnen, mit dem Haupthause in Verbindung stand. Dieses Haus diente zur Beherbergung alter Domestiken, die sich aus dem Dienste meines Großvaters zurückgezogen hatten, aber noch durch kleine Pensionen, die sie fortwährend erhielten, und geringe Dienstleistungen, die sie von Zeit zu Zeit bei ihrem alten Herrn verrichteten, mit der Familie in Verbindung standen — einer Art von römischen Freigelassenen, wie sie jede Familie zu besitzen das Glück hat.

Als das große Hotel sequestrirt wurde, zog sich meine Mutter allein mit ein paar Dienerinnen in das Haus zurück, welches noch einen andern Reiz für sie besaß.

Genau ihren Fenstern gegenüber, auf der andern Seite dieser düstern, stillen und engen Straße, die einer genuesischen Gasse glich, erhoben sich, und erheben sich noch heutzutage, die steilen, von wenigen Fenstern unterbrochenen Mauern eines alten Klosters von Ursuliner-Nonnen. Es war ein Gebäude von düsterm Aeußern, wie seine Bestimmung, mit daran stoßender Kirche, mit hübschem Portale und auf der Hinterseite mit weitläufigen Höfen und einem von schwarzen Mauern, deren Höhe jede Hoffnung sie zu übersteigen raubte, eingeschlossenen Garten. Da die gewöhnlichen Gefängnisse der Stadt von Gefangenen angefüllt waren, ließ das Revolutions-Tribunal von Mâcon dieses Kloster zum supplementaren Gefängnisse

machen, und die in den übrigen nicht mehr unterzubringenden Gefangenen hineinwerfen.

Der Zufall oder die Vorsehung wollte, daß mein Vater hier eingeschlossen wurde. Es lag, um mich so auszudrücken, zwischen dem Glück und ihm nur eine Mauer und die Breite einer Terrasse. Ein anderer Zufall wollte, daß das Ursulinerinnenkloster ihm in allen seinen innern Details eben so bekannt war, als sein eignes Haus. Eine von den Schwestern meiner Großmutter — sie hieß Madame de Lucy, — war Aebtissin der Ursulinerinnnen von Mâcon. Die Kinder ihres Bruders kamen in ihrer frühesten Jugend täglich in das Kloster, um dort zu spielen, sie gewährten den armen Schwestern eine Unterhaltung. Es gab keine Allee im Garten, keine Zelle, keine versteckte Treppe, Mansarde, keine Bodenkammer, kein Kellerloch, das ihnen nicht bekannt war und dessen kleinstes Detail nicht ihrem Kinder-Gedächtniß eingeprägt gewesen wäre.

Als mein Vater plötzlich in's Gefängniß geworfen wurde, fand er sich also sogleich zurecht. Um dem Glücke die Krone aufzusetzen, war der Gefangnenwärter ein sehr bestechlicher Republikaner, der vor fünfzehn Jahren als Kuirassier in der Compagnie meines Vaters gedient hatte. Seine neue Würde hatte sein Herz nicht verändert. Gewohnt, seinen Kapitain zu achten und zu lieben, wurde er gerührt, als er ihn wiedersah, und als die Thore des Ursulinerinnenklosters sich hinter ihm geschlossen, war es der Republikaner, welcher weinte.

Mein Vater befand sich hier in guter und zahlreicher Gesellschaft. Das Gefängniß umschloß etwa 200 Gefangene ohne Verbrechen — die Verdächtigen des Departements. Sie waren in Sälen, Refektorien und den Korridoren des alten Klosters zusammengehäuft. Die einzige Gunst, welche mein Vater von seinem Kerkermeister verlangte, war die, ihn allein in einem Winkel des Bodens einzuquartieren. Ein hohes Dachfenster, welches auf die Straße hinaus ging, ließ ihm hier wenigstens den Trost, zuweilen durch die Gitter das Dach seines eigenen Hauses erblicken zu können. Diese Gunst ward ihm gewährt; er installirte sich unter dem Dache mittelst einiger Breter und eines Strohsacks. Am Tage stieg er zu seinen Mitgefangenen herab, um seine Mahlzeiten einzunehmen, zu spielen, von den Zeitereignissen, über welche die Gefangenen nur Conjecturen machen konnten, da man ihnen keine schriftliche Communication mit der äußern Welt gestattete, zu sprechen. Diese Einsamkeit dauerte jedoch für meinen Vater nicht lange.

Dasselbe Gefühl, welches ihn angetrieben, von dem Kerkermeister eine Zelle zu verlangen, die auf die Straße ging und ihn ganze Stunden an dem Fenster festhielt, um das Dach seines gegenüberliegenden kleinen Hauses zu betrachten, hatte auch meiner Mutter den Gedanken eingegeben, häufig auf den Boden ihrer Wohnung zu steigen und sich etwas im Hintergrunde der Kammer in das Dachfenster zu setzen, so daß sie sehen konnte, ohne gesehen zu werden. Sie betrachtete von hier aus unter Thränen das Dach des

Gefängnisses, wo derjenige, welchen sie liebte, ihren Liebkosungen und Blicken entrissen, gefangen lag.

Zwei Blicke, zwei Gedanken, die einander über die Welt hinweg suchen, finden sich endlich stets zusammen; warum nicht also auch über zwei Mauern und eine enge Straße hinweg? Ihre Augen trafen sich — ihre Herzen begegneten einander, — ihre Gedanken verstanden sich, — ihre Zeichen ersetzten die Worte, da sie fürchtete, daß ihre Mittheilungen durch den Ton der Stimme den Schildwachen ihrer Straße verrathen werden könnten. So brachten sie regelmäßig mehre Stunden des Tages einander gegenübersitzend zu. Ihre ganze Seele war in ihre Augen übergegangen.

Meine Mutter, die Papier, Feder und Dinte behalten hatte, kam auf den Gedanken, kurze Zeilen mit großen Buchstaben zu schreiben, wodurch sie dem Gefangenen in wenigen Worten ihre Gedanken mittheilen konnte. Dieser gab seine Antwort mittelst eines Zeichens; von da an war die Verbindung eröffnet, und es dauerte nicht lange, bis sie sich vervollständigte.

Mein Vater besaß als Chevalier de l'Arquebuse Bogen und Pfeile, womit ich in meiner Jugend oft gespielt habe. Meine Mutter verfiel darauf, sich dieser Mittel zu bedienen, um mit dem Gefangenen in eine vollständige Verbindung zu treten. Sie übte sich auf ihrem Zimmer einige Tage lang im Bogenschießen, und als sie darin Geschicklichkeit genug erlangt hatte, um sicher zu sein, ihr Ziel auf

einige Fuß Entfernung nicht zu verfehlen, knüpfte sie einen Faden an einen Pfeil und schoß diesen in das Fenster des Gefängnisses. Mein Vater verbarg den Pfeil, zog den Faden an sich und erhielt dadurch den Brief. Sie ließ ihm durch dieses Mittel unter dem Schutze der Nacht Papier, Federn und Dinte zukommen. Er antwortete nach seiner Bequemlichkeit. Meine Mutter zog vor Tagesanbruch auf ihrer Seite die langen Briefe hinüber, in welchen der Gefangene seine Zärtlichkeit und Trauer aussprach, seine Gattin fragte, berieth und tröstete und von seinem Kinde sprach. Meine arme Mutter trug mich täglich auf ihren Armen nach dem Boden, zeigte mich meinem Vater, säugte mich vor ihm, ließ mich meine kleine Hand gegen die Gitter seines Gefängnisses ausstrecken, drückte mich mit der Stirn gegen ihre Brust und überhäufte mich vor dem Gefangenen mit Küssen und schien ihm auf diese Weise alle die Liebkosungeu, womit sie mich für ihn überschüttete, in das Herz zu senden.

V.

So verging Monat um Monat, vom Schrecken beunruhigt und von der Hoffnung bewegt, zuweilen durch Lichter erhellt und getröstet, welche sich zwei einander liebende Blicke stets in die Nacht der Traurigkeit und Trübsal zuwerfen.

Die Liebe gab meinem Vater eine noch glücklichere Kühnheit ein, deren Erfolg selbst die Gefangenschaft verschönert e und ihn von der Furcht des Schaffots befreite.

Ich habe bereits gesagt, daß die Straße, welche das Ursulinerkloster von dem väterlichen Hause trennte, sehr schmal war. Noch nicht zufrieden damit, meine Mutter zu sehen, ihr zu schreiben, und mit ihr zu sprechen, faßte mein Vater die Idee, sich mit ihr zu vereinigen, indem er die sie trennende Entfernung überschritt. Sie erbebte, aber er bestand auf seinem Verlangen.

Einige den Verfolgungen und vielleicht dem Tode entrissene Stunden des Glücks waren wohl eine Minute der Gefahr werth. Wer wußte, ob sich diese Gelegenheit je wieder finden, ob man nicht vielleicht schon morgen den Gefangenen nach Lyon, nach Paris oder auf das Schaffot bringen würde? Meine Mutter gab nach. Sie ließ mittelst des Pfeiles und Fadens eine Feile hinüber gelangen. Eine von den Gitterstangen des kleinen Gefängnißfensters wurde in der Stille durchgefeilt und wieder an ihren Ort gebracht, dann glitt eines Abends, wo der Mond nicht schien, ein an den Faden befestigtes Seil vom Dache meiner Mutter in die Hand des Gefangenen. Auf der einen Seite fest an einen Balken auf dem Boden unseres Hauses angeknüpft, band es mein Vater auf der andern an eine Stange seines Gitterfensters. Er hing sich mit den Händen und Füßen daran, ließ sich von einem Knoten zum andern über die Köpfe der Schildwachen hinweggleiten, gelangte über die Straße und fand sich endlich in den Armen seiner Frau und an der Wiege seines Kindes.

So dem Gefängniß entronnen, stand es ihm frei,

nicht wieder dahin zurückzukehren; da er aber in diesem Falle in contumaciam oder als Emigrirter verurtheilt worden wäre, so hätte er seine Frau dadurch ruinirt und seine Familie in's Verderben gestürzt. Er konnte also hieran nicht denken. Er bewahrte also als letztes Rettungsmittel die Möglichkeit der Flucht für den nächsten Morgen des Tages auf, wo man ihm den Befehl zum Erscheinen vor dem revolutionairen Tribunal, oder zur Hinrichtung bringen würde. Er hatte die Gewißheit, davon durch den Kerkermeister benachrichtigt zu werden, und es war der einzige Dienst, den er von ihm verlangt hatte.

VI.

Wie schnell vergehen die Nächte, deren Stunden man am Busen eines geliebten Wesens zubringt! Nur wenig Schritte davon entfernt befanden sich Gitter, Gefängniß und Tod! Sie berechneten nicht, wie Romeo und Julie, den Lauf der Gestirne in der Nacht, nach dem Gesange der Nachtigall oder dem der Lerche, sondern nach dem Lärm der Patrouille, die unter dem Fenster vorüberging, und der Zahl der abgelös'ten Schildwachen.

Ehe sich das Firmament erhellte, mußte die Straße von Neuem überklettert, und das vergitterte Gefängniß stumm wieder aufgesucht werden. Das Seil wurde losgeknüpft, von meiner Mutter langsam zurückgezogen und für andere ähnliche Nächte in einem Winkel des Bodens unter Bettgeräth verborgen. Die beiden Liebenden hatten von

Zeit zu Zeit solche Zusammenkünfte. Dieselben mußten jedoch vorsichtig, geschickt und sorgfältig vorbereitet werden, da, die Gefahr, in die Straße herabzufallen, oder durch die Aufseher entdeckt zu werden, ungerechnet, meine Mutter der Treue einer der Frauen, welche sie bedienten, und von der ein einziges Wort meinen Vater zum Tode geführt haben würde, nicht ganz sicher war.

Man befand sich in der Zeit, wo die Proconsuln des Convents die Provinzen von Frankreich unter sich vertheilten und hier im Namen der öffentlichen Wohlfahrt eine absolute und oftmals blutige Macht ausübten. Das Vermögen, das Leben oder der Tod der Familie lag in einem Worte aus dem Munde dieser Repräsentanten, in einer Unterschrift ihrer Hand. Meine Mutter, welche fühlte, daß das Beil über dem Haupte ihres angebeteten Gatten hing, hatte mehrmals den Gedanken gehabt, sich diesen Gesandten des Convents zu Füßen zu werfen und sie um die Freiheit meines Vaters zu bitten. Ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre Schutzlosigkeit, das Kind, welches sie an der Brust trug, selbst der Rath meines Vaters hatte sie bis dahin zurückgehalten. Aber die Bitten der übrigen Glieder meiner Familie, welche in dem Gefängnisse von Autun eingeschlossen waren, forderten sie gebieterisch zu Schritten auf, welche ihrem Stolze eben so sehr als ihren Ansichten widerstrebten. Sie erhielt von den Revolutionsbehörden von Mâcon einen Paß nach Lyon und Dijon. Wie oft hat sie mir nicht ihr Widerstreben, ihre Entmuthigung, ihren Schrecken vorgestellt, als sie nach zahllosen Bemühungen und mit Rohheit

zurückgewiesenen Gesuchen endlich zitternd vor einen dieser Conventabgeordneten treten mußte! Zuweilen war es ein roher und brutaler Mensch, welcher sich sogar weigerte, die in Thränen aufgelös'te Frau anzuhören und sie mit Drohungen entließ, als sei sie schuldig, die Gerechtigkeit der Nation durch Rührung umgehen zu wollen. Zuweilen war es ein vernünftiger Mann, der durch den Anblick einer so tiefen Verzweiflung und so rührenden Zärtlichkeit zum Mitleid geneigt wurde, den aber die Gegenwart seiner Collegen dem Aeußern nach verhärtete, und der mit den Lippen das abschlug, was er mit dem Herzen gewährte.

Der Repräsentant Javoques war von allen diesen Proconsuln derjenige, welcher bei meiner Mutter den besten Eindruck von seinem Charakter hinterließ.

Als sie in Dijon bei ihm zur Audienz gelassen wurde, sprach er gütig und achtungsvoll mit ihr. Sie hatte mich auf ihrem Arme in den Salon getragen, um durch den Anblick zweier bittenden Gesichter, des einer jungen Mutter und des eines unschuldigen Kindes, eher sein Mitleid zu erregen. Javoques ließ sie niedersetzen und beklagte die Strenge, wozu ihn seine Funktionen und die Wohlfahrt der Republik zwangen. Er nahm mich auf seine Kniee, und als meine Mutter, welche fürchtete, daß er mich fallen lassen könnte, eine Bewegung des Schreckens machte, sagte er: „Fürchte nichts, Bürgerin, die Republikaner haben auch Söhne." Und als ich lächelnd mit den Enden seiner dreifarbigen Schärpe spielte, fügte er hinzu: „Dein Sohn ist für ein Aristokratenkind sehr schön. Erziehe ihn für das Va=

terland und mache einen guten Bürger aus ihm.“ Er sprach einige theilnehmende Worte über meinen Vater und gab ihr einige Hoffnung auf seine nahe Freiheit. Vielleicht verdanken wir es ihm, daß mein Vater im Gefängniß vergessen wurde, denn ein Befehl, vor Gericht geführt zu werden, kam zu jener Zeit einem Todesurtheil gleich.

Nach Mâcon und in ihr Haus zurückgekehrt, lebte meine Mutter in freiwilliger Gefangenschaft in ihrer engen Wohnung den Ursulinern gegenüber. Von Zeit zu Zeit, wenn die Nächte düster waren, der Mond nicht schien und die Straßenlaternen vom Wintersturm verlöscht waren, glitt das knotige Seil von einem Fenster zum andern, und mein Vater kam herüber, um einige unruhige, aber köstliche Stunden bei allem Dem, was er liebte, zuzubringen.

So vergingen achtzehn lange Monate. Der neunte Thermidor öffnete die Gefängnisse. Mein Vater wurde frei, meine Mutter ging nach Autun, um ihre alten gebrechlichen Eltern herbeizuholen, und führte sie in ihr so lange verschlossenes Haus zurück. Kurze Zeit nach dieser Rückkehr starben meine Großeltern in Frieden und an Jahren reich in ihrem Bette. Sie waren durch den großen Sturm gegangen und von ihm zwar erschüttert, aber nicht versenkt worden. Sie hatten darin keines von ihren Kindern eingebüßt, und konnten, als sie ihre Augen schlossen, hoffen, daß der Himmel seine Stürme auf lange Zeit erschöpft habe, und das Leben für diejenigen, welche sie auf der Erde zurückließen, süßer sein würde.

Drittes Buch.

[illegible] Augen auf ihn." Er [illegible] Wort über meinen Vater und [illegible] Hoffnung auf seine nahe Freiheit. Vielleicht [illegible] Vater im Gefängniß ver- [illegible], kam der Befehl, vor Gericht geführt zu werden, kam zu jener Zeit einem Todesurtheil gleich.

[illegible] und in ihr Haus zurückgekehrt, lebte meine Mutter in [illegible] Gefangenschaft in ihrer engen Wohnung [illegible]. Von Zeit zu Zeit, [illegible] und die [illegible] verlöscht waren, ging das [illegible] von einem Fenster zum andern, und mein Vater [illegible], aber [illegible] Stunden bei allem Dem, was er liebte, zuzubringen.

Es verflossen achtzehn lange Monate. Der neunte Thermidor öffnete die Gefängnisse. Mein Vater wurde frei, meine Mutter ging nach Autun, um ihre alten ehrwürdigen Eltern herbeizuholen, und führte sie in ihr so lange verschlossenes Haus zurück. Kurze Zeit nach dieser Rückkehr starben meine Großeltern in Frieden und an Jahren [illegible] in ihrem Bette. Sie waren durch den großen Sturm gegangen und von ihm zwar erschüttert, aber nicht verletzt worden. Sie hatten darin keines von ihren Kindern eingebüßt, und konnten, als sie ihre Augen schlossen, hoffen, daß der Himmel seine Stürme auf lange Zeit erschöpft habe, und das Leben für diejenigen, welche sie auf der Erde zurückließen, sicher sein werde.

I.

Das Vermögen meines Großvaters hätte sowohl seiner Absicht, wie der Sitte der Zeit nach ungetheilt an seinen ältesten Sohn übergehen müssen. Da aber die neuen Gesetze die Fideicommisse annullirt und das Erstgeburtsrecht aufgehoben hatten, und die von meinen Tanten, den Schwestern meines Vaters abgelegten Gelübde der Armuth von dem Gesetz wie nicht geschehen betrachtet wurden, so mußte die Familie zur Theilung der Güter verschreiten. Diese Güter waren sowohl in der Franche Comté, wie im Burgundischen bedeutend, und wenn mein Vater, wie seine Brüder und Schwestern, seinen Antheil verlangt hätte, so würde er mit Einem Worte sein Loos haben verbessern und eine der schönen Grundbesitzungen, welche die Familie zu theilen hatte, erhalten haben. Seine scrupulöse Achtung für die Absichten seines Vaters verhinderte ihn aber selbst an dem Gedanken, dieselben nach ihrem Tode zu verletzen.

Die revolutionairen Gesetze, welche das Erstgeburtsrecht unterdrückten, waren ganz neu und besaßen in seinen Augen, trotzdem daß er sie für sehr gerecht hielt, noch den Schein der Willkür und der Auflehnung gegen die väterliche Gewalt. Es schien ihm ein Mißbrauch seiner Stellung zu sein, deren Anwendung zu seinen Gunsten gegen seinen älteren Bruder zu verlangen. Er ergriff, ohne darauf besonderen Werth zu legen, die Partei, auf das Erbtheil seiner Eltern Verzicht zu leisten, und sich an das sehr bescheidene Pflichttheil zu halten, welches ihm durch seinen Ehekontrakt zugesichert war. Er machte sich arm, während er nur ein Wort zu sagen gebraucht hätte, um sich reich zu machen.

Die Familiengüter wurden getheilt, jeder von seinen Brüdern und Schwestern erhielten davon einen bedeutenden Antheil. Er wollte nichts. Er begnügte sich mit dem kleinen Landgute Milly, welches man ihm, als er sich verheirathete, angewiesen hatte, und das damals nicht mehr als 2 bis 3000 Livres jährlich einbrachte. Die Mitgift meiner Mutter war sehr mäßig. Die Gehalte der Stellen, welche ihr Vater und seine Brüder in dem Hause des Herzogs von Orleans eingenommen hatten, waren mit der Revolution verschwunden. Die Prinzessinnen dieser Familie befanden sich in der Verbannung; sie schrieben zuweilen an meine Mutter, sie erinnerten sich an ihre Jugendfreundschaft mit den Töchtern ihrer Untergouvernante. Sie hör=

ten in ihrem Exil nicht auf, diese mit ihrem Andenken, und in ihrem spätern Glück mit ihren Wohlthaten zu erfreuen.

II.

Mein Vater hielt sich durch die Revolution für seines Treuschwurs nicht entbunden. Dieses Gefühl verschloß ihm jede Carrière. Dreitausend Livres Renten und ein kleines verfallenes nacktes Haus auf dem Lande für sich, seine Gattin und die zahlreichen Kinder, welche sich an den Familientisch zu setzen begannen, bildeten eine sehr zweifelhafte Stufe zwischen einem mäßigen Wohlstand und der Armuth. Aber er besaß die Zufriedenheit seines Gewissens, seine Liebe zu seiner Gattin, die ländliche Einfachheit seiner Neigungen, seine strenge, aber edle Sparsamkeit, die vollkommene Gleichheit seiner Wünsche mit seiner Lage; endlich sein religiöses Vertrauen auf Gott.

Hiermit trat er muthig den Beschränkungen und Schwierigkeiten seiner Existenz entgegen. Seine junge, schöne, in der Eleganz eines glänzenden Hofes aufgezogene Gattin ging mit derselben lächelnden Resignation und dem gleichen innern Glück aus den Gemächern und Gärten eines Herzogspalastes in das kleine nackte Zimmer eines seit einem Jahrhundert unbewohnten Hauses und den von einer nur aus rohen Feldsteinen zusammengehäuften Mauer umgebenen Garten, von dem Umfange eines Vier-

tel Arpents über, wo sich alle ihre herrlichen Jugendträume beschließen sollten.

Ich habe sie später oft gegen einander sagen hören, daß diese ersten Jahre der Ruhe nach den Erschütterungen der Revolution, der Hingabe an ihre Liebe und des Genusses ihrer selbst in dieser Einsamkeit, trotz ihrer beschränkten Mittel, wenn sie es recht betrachteten, die glücklichsten Jahre ihres Lebens gewesen seien. — Wenn auch meine Mutter viel von der Armuth litt, so verachtete sie doch stets den Reichthum. Wieviel Male hat sie mir nicht später, auf die so engen Grenzen des Gartens und unsrer Felder in Milly hindeutend, gesagt: „Unser Gebiet ist sehr klein, aber es ist groß genug, wenn wir unsre Wünsche und Gewohnheiten danach einzurichten wissen. Das Glück liegt in uns selbst, wir würden nicht glücklicher sein, wenn wir die Grenzen unsrer Wiesen oder Weinberge erweiterten. Das Glück wird nicht nach dem Acker gemessen wie die Erde. — Man mißt es nach der Resignation des Herzens, denn Gott hat gewollt, daß der Arme eben so viel davon besitze als der Reiche, damit keiner von ihnen daran denke, es von einem Anderen als von Ihm zu fordern.“

III.

Ich werde J. J. Rousseau und seinen Bekenntnissen nicht nachahmen. Ich werde Ihnen nicht die unwichtigen Umstände meiner ersten Kindheit erzählen. Der Mensch fängt erst dann an zu leben, wenn sich seine Gefühle und

Gedanken entwickeln; bis dahin ist der Mensch nur ein Wesen; er ist nicht einmal ein Kind. Der Baum fängt allerdings mit den Wurzeln an, aber diese Wurzeln sind eben so wenig wie unsere Instinkte dazu bestimmt, an das Tageslicht gebracht zu werden. Die Natur verbirgt sie absichtlich, denn sie sind ihr Geheimniß.

Der Baum fängt für uns erst in dem Augenblicke an, wo er aus der Erde aufkeimt und sich mit seinem Stamme, seiner Rinde, seinen Zweigen und Blättern für das Holz, den Schatten oder die Frucht, welche er dereinst tragen soll, entwickelt. So ist es auch bei dem Menschen. Ueberlassen wir also die Wiege den Wärterinnen und unser erstes Lächeln dem Entzücken unsrer Mütter. Ich nehme mich für Sie nicht eher, als bei meinen ersten Verstandes-Erinnerungen auf.

Die zwei ersten Scenen des Lebens, welche sich mir oft bei der Rückschau in seine entfernteste Vergangenheit, die der Mensch zuweilen vornimmt, darstellen, sind die folgenden.

IV.

Es ist Nacht. Die Thüren des kleinen Hauses in Milly sind verschlossen. Ein befreundeter Hund läßt von Zeit zu Zeit im Hofe sein Gebell ertönen. Der Herbstregen schlägt gegen die Scheiben der beiden niedrigen Fenster und der stoßweiße wehende Wind bringt, indem er sich zwischen den Aesten einiger Platanen bricht und zwischen die Spalten der Fensterläden eindringt, das traurige, ununter-

brochene Pfeifen hervor, welches man nur am Rande großer Fichtenwälder hört, wenn man sich zu ihren Füßen niederläßt, um ihrem Rauschen zuzuhören. Das Zimmer, in dem ich mich so wiedersehe, ist groß, aber fast leer, an einem Ende desselben befindet sich ein tiefer Alkoven mit einem Bett. Die Bettvorhänge bestehen aus weiß und blau quarrirtem Serge. Es ist das Bett meiner Muttter.

Auf dem hölzernen Stuhle am Fuße des Bettes befinden sich zwei Wiegen, die eine groß, die andere klein. Es sind die Wiegen meiner jüngsten Schwestern, die schon seit lange schlafen. Ein großes Feuer von Weinreben brennt in einem Kamin von weißem Marmor, das der Hammer der Revolution an mehrern Stellen beschädigt und die Wappen oder Lilien der Zierathen zerbrochen hat. Die gegossene eiserne Platte des Heerdes ist ebenfalls umgekehrt, offenbar, weil sie auf ihrer andern Seite das königliche Wappen trug. Dicke, rauchgeschwärzte Balken und von ihnen getragene Breter bilden die Decke. Auf dem Fußboden sieht man weder Holzgetäfel noch Teppiche. Einfache Vierecke von nicht gefirnißten Ziegeln von Erdfarbe und durch die eisenbeschlagenen Holzschuhe der Bauern, welche während der Einkerkerung meines Vaters ihren Tanzsaal daraus gemacht hatten, in tausend Stücke zerbröckelt. Es waren an den Wänden des Zimmers keine Tapeten, nichts als der an verschiedenen Stellen abgebröckelte Mörtel, durch den man den nackten Stein der Mauer erblickte, wie man durch ein zerrissenes Kleid die Glieder und Knochen eines Körpers wahrnimmt.

In einem Winkel steht ein kleines offenes Klavier, auf dem die Notenhefte des Devin de village von J. J. Rousseau zerstreut umherliegen. Näher am Feuer in der Mitte des Zimmers befindet sich ein kleiner Spieltisch mit grünem von Dintenflecken und Löchern getiegertem Ueberzuge. Auf dem Tische stehen zwei Talglichter, die auf ihrem Leuchter von versilbertem Kupfer brennen und etwas Licht so wie große von der Luft bewegte Schatten auf die geweißten Wände des Zimmers werfen.

Dem Kamin gegenüber und mit auf den Tisch gestützten Ellbogen sitzt ein Mann, der ein Buch in der Hand hält, sein Wuchs ist hoch, seine Glieder kräftig. Er besitzt noch die ganze Kraft der Jugend. Seine Stirn ist offen, sein Auge blau, sein festes, graziöses Lächeln läßt glänzend weiße Zähne wahrnehmen. Einige Reste seines Kostümes, besonders seine Koiffüre und eine gewisse militairische Stellung zeigen den in der Zurückgezogenheit lebenden Offizier an. Wenn man daran zweifelt, so braucht man nur seinen Säbel, seine Sattelpistolen, sein Kasket und das vergoldete Sattelzeug seines Pferdes anzublicken, welches an einem Nagel der Wand im Hintergrunde eines kleinen, auf das Zimmer gehenden Kabinets aufgehängt ist.

Dieser Mann ist mein Vater.

Auf einem Kanapee von geflochtenem Stroh in dem Winkel, welcher von dem Kamin und der Wand des Alkovens gebildet wird, sitzt eine Frau, welche noch sehr jung zu sein scheint, obgleich sie schon beinahe fünf und dreißig

Jahre zählt. Ihre ebenfalls hohe Gestalt besitzt noch die ganze Geschmeidigkeit und Eleganz des jungen Mädchens, ihre Züge sind so zart, ihre schwarzen Augen besitzen einen so offenen und durchdringenden Blick, ihre durchsichtige Haut läßt unter ihrem etwas blassen Gewebe so deutlich das Blau ihrer Adern und das flüchtige Roth ihrer mindesten Bewegungen wahrnehmen; ihre tief schwarzen, aber sehr feinen Haare fallen so wellenförmig und seidenartig an ihren Wangen bis auf die Schultern herab, daß es unmöglich ist, zu entscheiden, ob sie achtzehn oder dreißig Jahre zählt. Niemand würde aus ihrem Leben eines ihrer Jahre verwischen wollen, die nur dazu gedient haben, ihre Physiognomie zur Reife zu bringen und ihre Schönheit zu vervollkommnen.

Wenn auch diese Schönheit, wenn man sie deutlich betrachtet, in jedem Zuge rein ist, so zeigt sie sich doch hauptsächlich in dem Ensemble durch ihre Harmonie und Grazie und besonders durch die strahlende innerliche Zärtlichkeit, die wahre Schönheit der Seele, welche den Körper von innen heraus erleuchtet, das Licht, von dem das schönste Gesicht nur der äußere Widerschein ist.

Diese halb auf ihre Kissen zurückgelehnte junge Frau hält ein kleines Mädchen, welches mit dem Kopfe auf einer ihrer Schultern ruhend, eingeschlafen ist. Das Kind hält noch um seine Finger geschlungen, eine der langen schwarzen Haarflechten seiner Mutter, mit welchen es vor dem Einschlafen gespielt hat. Ein anderes, etwas älteres kleines Mädchen sitzt auf einem Schemel zu Füßen des Kana=

pees. Es ruht mit seinem blonden Köpfchen auf den Knieen seiner Mutter.

Diese junge Frau ist meine Mutter, diese beiden Kinder sind meine ältesten Schwestern; zwei andere liegen in den beiden Wiegen.

Mein Vater hält, wie ich gesagt habe, ein Buch in der Hand. Er lies't mit lauter Stimme vor. Ich höre noch jetzt den männlichen, vollen, kräftigen, und dessenungeachtet biegsamen Ton dieser Stimme, welche lange tönende, zuweilen von den Windstößen gegen die Fenster unterbrochene Perioden dahin fließen läßt. Meine Mutter hört mit etwas geneigtem Kopfe träumerisch zu. Ich, mit, meinem Vater zugewendetem Gesicht und auf eines seiner Kniee gestemmtem Arme trinke jedes Wort ein, greife jeder Scene vor, verschlinge das Buch, dessen Blätter sich für meine ungeduldige Phantasie zu langsam umwenden. Was enthält dieses Buch? — Das erste Buch, dessen so beim Eintritt in das Leben vernommener Inhalt mich wirklich lehrt, was ein Buch ist und mir, so zu sagen, die Welt der Rührung, der Liebe und der Träumerei eröffnet? —

Dieses Buch ist das befreite Jerusalem, von Lebrün mit der ganzen harmonischen Majestät der italienischen Strophen übersetzt, aber durch dessen ausgesuchten Geschmack von jenen Flecken der Affektation und des falschen Glanzes gereinigt, welche zuweilen die männliche Einfachheit der Darstellung Tasso's verunreinigen, wie eine Decke von Goldstaub, welche den Diamant beschmutzen würde, die aber der Franzose hinweggeblasen hat.

So ist Tasso, von meinem Vater vorgelesen, von meiner Mutter mit Thränen in den Augen angehört, der erste Dichter, der die Saiten meiner Phantasie und meines Herzens gerührt hat. Auch bildet er für mich einen Theil der allgemeinen unsterblichen Familie, die sich Jeder von uns in allen Ländern und allen Jahrhunderten wählt, um daraus die Verwandtschaft seiner Seele und die Gesellschaft seiner Gedanken zu bilden.

Ich habe die beiden Bände sorgfältig aufbewahrt, und sie vor allen den Unfällen gerettet, welche die Veränderung des Wohnortes, die Todesfälle, Erbschaften und Theilungen in die Familien-Bibliotheken bringen. Von Zeit zu Zeit öffne ich in Milly, in demselben Zimmer, wenn ich allein dorthin zurückkehre, dieselben mit einer frommen Scheu und lese mir einige ihrer Strophen mit halber Stimme vor, indem ich versuche, mir die Stimme meines Vaters vorzustellen, oder mir einbilde, daß sich meine Mutter noch mit meinen Schwestern hier befinde und mit geschlossenen Augen zuhöre. Ich finde in den Versen Tasso's dieselbe Rührung, in den Bäumen dieselben Windstöße, das gleiche Prasseln der Weinreben im Kamin wieder, aber die Stimme meines Vaters ist nicht mehr darin vorhanden. Aber meine Mutter hat das Kanapee leer gelassen und die beiden Wiegen haben sich in zwei Gräber verwandelt, die auf fremden Hügeln grünen.

Und alles Dies endigt sich bei mir mit Thränen, womit ich das Buch benetze, wenn ich es schließe.

Viertes Buch.

I.

Ich habe Ihnen eine andere Jugendscene erwähnt, die sich im Anfange meiner bewußten Empfindungen in mein Gedächtniß geprägt hat. Da sie Ihnen zu gleicher Zeit die Natur der ersten Erziehung, welche ich von meiner Mutter empfangen, malen wird, so will ich sie Ihnen ebenfalls beschreiben.

Es ist ein Herbsttag zu Ende des September oder zu Anfange des Oktober. Die durch die warme Sonne etwas verdünnten Nebel wogen auf den Gipfeln des Gebirges. Bald ergießen sie sich in trägen Wellen in das Bett der Thäler, welche sie wie ein in der Nacht gestiegener Fluß anfüllen, bald schwimmen sie einige Fuß von der Erde entfernt über den Wiesen, weiß und unbeweglich, wie die Tücher, welche die Frauen des Dorfes auf dem Grase ausbreiten, um sie durch den Thau zu bleichen; bald werden sie von leichten Windstößen zerrissen, aufgerollt, von beiden Seiten an eine Hügelreihe gedrängt und lassen auf Augenblicke zwi=

schen sich weite phantastische Perspektiven von horizontalen Lichtstrahlen, die sich aus der kaum aufgestiegenen Sonnenkugel ergießen, erhellt, erblicken.

Es ist im Dorfe noch nicht Tag. Ich stehe auf. Meine Kleider sind von eben so grober Art, wie die der kleinen Nachbarskinder, weder Strümpfe noch Schuhe noch Hut, ein Beinkleid von grober ungebleichter Leinwand, eine Jacke von blauem langhaarigem Tuch, eine Mütze von braungefärbtem Zeuge, wie die, welche die Kinder der Bergbewohner in der Auvergne noch tragen — das ist mein Kostüm.

Ueber dieses werfe ich eine Leinwandblouse, die sich auf der Brust öffnet und eine Art von großer Tasche bildet. Diese Tasche enthält, wie die meiner Kameraden, einige große Stücke von mit Gerste gemischtem Brot, einen Ziegenkäse von der Dicke und Härte eines Kieselsteines und ein kleines Messer, welches nur einen Sou gekostet und dessen roh gearbeiteter Holzgriff noch eine eiserne Gabel mit zwei langen Zinken in sich schließt. Diese Gabel dient den Landleuten in meiner Provinz dazu, um das Brot, den Speck oder den Kohl in der Holzschüssel, aus der sie die Suppe essen, aufzutischen.

So ausgerüstet, gehe ich aus und begebe mich auf den freien Platz des Dorfes beim Eingangs-Portale der Kirche unter zwei Nußbäumen. Hier versammeln sich alle Morgen die acht bis zehn kleinen Schäfer von Milly, die alle fast in gleichem Alter mit mir sind, um ihre Schaafe,

Ziegen und wenigen magern Kühe, ehe sie in das Gebirge ausziehen.

II.

Wir ziehen aus und jagen die gemeinschaftliche Heerde vor uns hin, deren lange Reihe mit ungleichen Schritten den verwickelten, sandigen Wegen der ersten Hügel folgt. Jeder von uns bringt abwechslungsweise die Ziegen durch Steinwürfe mittelst seines Schäferstabes zurück, wenn sie sich verlieren und über die Hecken springen. Nachdem wir die ersten nackten Höhen erreicht, welche das Dorf beherrschen und die man im Schritt, welchen die Heerden gehen, in nicht weniger als einer Stunde besteigt, treten wir in eine hohe geräumige Schlucht, von welcher aus man weder Häuser noch Spuren menschlichen Anbaus mehr bemerkt.

Die beiden Seiten dieses einsamen Bassins sind von Heidekraut mit kahlen, violetten Blüthen und langem gelbblühendem Ginster, von welchem man Besen macht, ganz überdeckt. Hier und da strecken einige riesenhafte Kastanienbäume ihre langen halb nackten Aeste aus, die durch die ersten Fröste gebräunten Blätter regnen beim mindesten Lufthauche von den Bäumen herab.

Einige schwarze Krähen sitzen auf den trockensten und abgestorbensten Zweigen dieser alten Bäume; sie fliegen bei unserer Annäherung krächzend auf. Hoch über uns schwebende große Adler oder Sperber drehen sich stundenlang

über unsern Köpfen umher und beobachten die Lerchen im Ginster oder die kleinen Zicklein, welche sich an ihre Mütter schmiegen. Große Massen von grauen, gefleckten und stellenweise durch das Moos gelb gefärbten Steinen erheben sich auf den beiden steilen Abhängen der Schlucht gruppenweise aus der Erde.

Die jetzt frei gewordenen Heerden breiten sich nach Belieben im Großen aus. Was uns betrifft, so wählen wir einen dieser großen Felsen, dessen etwas vorgeneigter Gipfel einen halben Bogen bildet und einige Fuß breit feinen Sandes zu seinen Füßen vor dem Regen schützt. Hier richten wir uns ein. Wir suchen Arme voll von vertrocknetem Haidekraute, den Sommer über von den Kastanienbäumen abgestorbene todte Zweige. Wir nehmen unsern Stein und Stahl heraus und zünden eines jener Hirtenfeuer an, welche von der Ferne, dem Fuße des Hügel, oder dem Verdeck eines Schiffes, welches im Angesicht des Landes fährt, aus gesehen, so malerisch sind.

Eine kleine hellflackernde Flamme schießt durch die schwarzen, grauen und blauen Wellen des grünen Holzrauches auf, welche der Wind gleich der Mähne eines durchgegangenen Pferdes jagt. Wir werfen unsere Säcke ab und ziehen das Brot, den Käse, zuweilen harte Eier, die mit grobem, grauem Salze gewürzt werden, heraus, wir essen so langsam wie die Heerde wiederkäut. Mitunter entdeckt einer von uns eine Gruppe von Kastanien, welche bei der Ernte auf dem Baume vergessen worden sind.

Wir bewaffnen uns Alle mit unsern Hirtenstäben und werfen geschickt einen Steinhagel hinauf, welcher die Früchte von der halboffenen Schaale löſ't und zu uns herabbringt.

Wir braten sie in der Asche unsers Feuers und wenn der Eine oder der Andere noch außerdem einige auf einem benachbarten Felde vergessene Kartoffeln herbeibringt, so werden diese ebenfalls dazu gelegt, mit Asche und Kohlen bedeckt und sobald sie gar sind, noch dampfend und von dem Stolz der Entdeckung und dem Reiz des Diebstahls gewürzt, verschlungen.

Zur Mittagszeit werden die Ziegen und die schon seit langer Zeit auf der fetten Streu der abgestorbenen Blätter und des Ginsters lagernden Kühe wieder versammelt. Während die Sonne bei ihrem Höhersteigen die auf diesen schimmernden und Licht glänzenden Gipfeln lagernden Nebel gänzlich zerstreut hat, haben sich dieselben im Thale und auf der Ebene versammelt. Wir sehen aus ihnen nur die Gipfel der Hügel, die Kirchthürme einiger hochgelegenen Dörfer und am fernen Horizont den rosenrothen und von tiefen Schatten unterbrochenen Schnee des Montblanc hervorleuchten, dessen gigantische Felsmassen, steile Grate und hervorspringende oder eingebogene Winkel, wir unterscheiden, als ob er kaum eine Meile weit von uns entfernt wäre.

Nachdem die Heerden versammelt sind, macht man sich auf den Weg nach dem nahen Gebirge. Wir lassen die erste Alpenschlucht, wo wir den Vormittag zugebracht

haben, hinter uns, die Kastanienbäume verschwinden, das Buschholz folgt ihnen, die Abhänge werden steiler und von hohen Farrenkräutern bekleidet. Hier und da erheben sich große blaue Glockenblumen und Gruppen von rothem Fingerhut und schmücken sie mit ihren Blumen. Bald verschwinden auch diese und wir erblicken auf den Abhängen der Berge nichts mehr, als Moos und lockere Steine.

Hier und da halten die Heerden mit einem oder zwei Hirten an, die Andern, wozu auch ich gehöre, haben seit mehrern Tagen nahe am Gipfel der höchsten Bergspitze, an der Seite eines Schneefleckens, der gegen Norden zu eine weiße Stelle bildet und in kalten Sommern erst spät schmilzt, eine Oeffnung entdeckt, welche den Eingang einer Höhle bilden muß. Wir haben oftmals die Adler nach diesen Felsen zu fliegen sehen.

Die Kühnsten von uns sind entschlossen, die Jungen auszunehmen. Mit unsern Stöcken und Hirtenstäben bewaffnet steigen wir heute hinauf. Wir haben uns auf Alles gerüstet, selbst auf die Finsterniß der Höhle. Jeder von uns hat seit einigen Tagen eine Fackel verfertigt, um uns darin zu leuchten. Wir haben in den benachbarten Gehölzen acht- bis zehnjährige Fichtenstämmchen abgeschnitten, sie der Länge nach in zwanzig bis dreißig Stäbe, von ein bis zwei Linien Dicke gespalten und nur das untere Ende des so gespaltenen Bäumchens unversehrt gelassen, damit sich die Stäbe nicht trennen und wir einen festen Griff in der Hand behalten, um sie zu tragen. Wir ha-

ben sie außerdem in gewissen Entfernungen mit Drähten zusammengebunden, welche das ganze Bündel zusammendrücken. Mehrere Wochen hindurch haben wir sie im Gemeinde-Backofen des Dorfes, nachdem das Brot herausgenommen worden ist, trocknen lassen. Diese so vorbereiteten, im Ofen getrockneten und mit dem natürlichen Harz der Fichte getränkten Bäume geben Fackeln, welche langsam brennen, durch nichts ausgelöscht werden können und beim geringsten Luftzuge in rothen hellen Flammen lodern.

Jeder von uns trägt mühsam eine dieser Fichten auf seinen Schultern. Am Fuße des Felsens angekommen, umgehen wir ihn an seiner Basis, um zu der gewundenen Mündung der Höhle, welche sich über unserer Stirnhöhe öffnet, Zutritt zu finden. Wir gelangen dahin; indem wir uns von einem Felsen zum andern schwingen und unsere Hände und Kniee verletzen. Die durch ein natürliches Gewölbe von ungeheuern einander stützenden Felsenblöcken bedeckte Mündung ist groß genug, um uns Alle aufzunehmen. Sie verengert sich bald, die Steinblöcke, welche wir übersteigen, müssen auf dem Boden liegen. Sodann macht sie eine plötzliche Windung, senkt sich mit der Steilheit einer Treppe ohne Stufen hinab und verliert sich im Berge und der Nacht.

Hier fällt uns das Herz ein wenig. Wir werfen Steine hinab, deren langsames Hinabrollen und Geräusch, die unterirdischen Echos erweckend, zu unsern Ohren heraufsteigt. Erschreckte Fledermäuse fliegen bei diesem Lärm

aus ihrer Höhle hervor und schlagen uns mit ihren klebrigen Flügelhäuten in das Gesicht. Wir zünden zwei bis drei von unsern Fackeln an. Der Größte und Kühnste wagt sich zuerst hinab. Wir folgen ihm Alle. Wir klettern einen Augenblick wie der Fuchs in seinem Lager. Der Rauch der Fackeln ist erstickend, wir lassen uns aber durch nichts zurückhalten und da das Gewölbe sich plötzlich erweitert und erhöht, befinden wir uns in einem jener unermeßlichen unterirdischen Säle, die fast stets mit den Berghöhlen verbunden sind und denen diese gewissermaßen zur Versorgung mit frischer Luft dienen. Am hintern Ende wirft ein kleines Bassin klaren Wassers das Licht unsrer Fackeln zurück. Diamantfunkelnde Tropfen sickern aus den Spalten des Gewölbes herab, und fallen in regelmäßigen Zwischenräumen in das Bassin und erzeugen hier das sonore, harmonische, klagende Getön, welches bei kleinen Quellen sowohl, wie großen Meeren, stets die Stimme des Wassers ist. Das Wasser ist das traurige Element. Super flumina Babylonis sedimus et flevimus. (An Wasserflüssen Babylons saßen wir und weinten.) —

Warum? Weil das Wasser mit der ganzen Welt weint. So sehr wir auch Kinder sind, können wir doch nicht umhin, uns davon gerührt zu finden.

Am Rande des murmelnden Bassins sitzend, triumphiren wir lange Zeit über unsere Entdeckung, obgleich wir weder Löwen noch Adler gefunden haben und die an mehreren Orten vom Rauch früherer Feuer geschwärzten Fel-

sen uns überzeugen müssen, daß wir nicht die Ersten waren, welche in dieses Geheimniß des Gebirges eingedrungen sind. Wir baden uns in diesem eiskalten Bassin, tauchen unser Brot in seine Wellen, vergessen uns lange Zeit im Aufsuchen einer andern Kammer der Höhle und finden erst, als wir herauskommen, daß der Tag gesunken ist und die Nacht ihre ersten Sterne am Firmamente zeigt.

Wir warten, bis die Finsterniß noch dichter geworden ist, dann zünden wir Alle unsere Fichtenfackeln an und tragen sie mit nach oben gerichteter Flamme; so steigen wir mit reißender Schnelle wie Sternschnuppen von einem Gipfel zum andern herab. Wir machen auf vorspringenden Felsen, von wo aus wir in den entfernten Dörfern der Ebene kaum wahrgenommen werden können, leuchtende Evolutionen.

Wir rollen wie ein Feuerstrom bis zu unsern Herden hinab und jagen sie schreiend und singend vor uns her. Endlich auf dem letzten Gipfel angekommen, welcher den Weiler Milly beherrscht, halten wir, sicher gesehen zu werden, auf einem abschüssigen Grasplatze und bilden Kreise, tanzen, durchkreuzen einander, indem wir unsere brennenden Bäumchen über unsern Köpfen erheben und werfen sie endlich halb verzehrt auf das Gras nieder, wo wir ein einziges Freudenfeuer daraus bilden, welches wir langsam abbrennen sehen, während wir nach dem Hause unsrer Eltern zurückkehren.

So vergingen mit einigen Veränderungen je nach den Jahreszeiten meine Hirtentage. Bald war es das Gebirge,

mit seinen Höhlen, bald die Wiesen, mit ihren unter Weiden dahinströmenden Bächen, die Schleußen der Mühlen, in welchen wir uns im Schwimmen übten, die jungen Füllen, auf welche wir uns ohne Sattel setzten und die wir durch den Lauf bändigten, bald die Weinlese mit ihren von Trauben gefüllten Ochsenkarren, die ich mit dem Stachel des Viehtreibers führte und den schäumenden Kufen, worin ich nackt mit meinen Kameraden die Trauben austrat, bald die Ernte und die Scheuntenne, wo ich das Getreide mit einem für meine Kinderarme proportionirten Flegel ausdrasch.

Kein Mensch ist wohl je in unmittelbarerer Nähe der Natur erzogen worden und hat in früherer Jugend die Liebe für das Landleben, den Verkehr mit dem glücklichen Volke, welches dasselbe genießt und den Geschmack an den einfachen Beschäftigungen eingesogen, welche eben so verschiedenartig sind, wie die Kulturarten, Boden-Verschiedenheiten und Jahreszeiten, die aus dem Menschen nicht wie die einförmigen Arbeiten anderer Gewerbe, eine seelenlose Maschine mit zehn Fingern, sondern ein denkendes, fühlendes und liebendes Wesen in steter Verbindung mit der Natur, die er durch alle Poren einathmet und mit Gott, den er durch alle seine Wohlthaten fühlt, machen.

III.

Sie waren bescheiden, streng und sanft, die ersten Eindrücke meines Lebens. Die ersten Gefilde, welche meine Augen betrachteten, waren nicht von der Art, die Flügel meiner jungen Phantasie sehr zu vergrößern oder zu färben. Erst später und nach und nach öffneten sich meine Augen für die prachtvollen Scenen der Schöpfung, das Meer, die herrlichen Gebirge, die glänzenden Seeen, die Alpen und die menschlichen Monumente der großen Stadt. Anfangs sah ich nur das, was die Kinder des ländlichsten Weilers in einer Gegend ohne grandiose Physiognomie wahrnahmen. Vielleicht ist es die beste Bedingung zum wahren Genusse der Natur und der Menschenwerke, mit dem Bescheidensten und Gemeinsten anzufangen, und sich, so zu sagen, langsam und allmählig, wie sich die Seele entwickelt, in die Schauspiele dieser Welt einzuweihen. Selbst der Adler, der so hoch zu steigen und so weit zu blicken vermag, beginnt sein Leben in den Spalten seines Felsens und sieht in seiner Jugend nur die kahlen und oftmals schmutzigen Ränder seines Nestes.

Das unbekannte Dorf, wo mich der Himmel hatte geboren werden lassen und wohin die Revolution und die Armuth meine Eltern verwies, besaß nichts, was die Stelle der bescheidenen Wiege eines Malers oder Beschauers der Werke Gottes bezeichnen oder zieren könnte.

IV.

Wenn man das durch grüne Wiesen und zwischen den fruchtbaren Hügeln von Mâcon ausgehöhlte Bett der Saône verläßt und sich nach der kleinen Stadt und den Ruinen der alten Abtei Cluny, wo Abälard starb, wendet, folgt man einer bergigen Straße über die wellenförmigen Erhöhungen eines Bodens, welcher vor dem Auge, wie die Wogen des steigenden Meeres aufzuschwellen beginnt.

Zur Rechten und zur Linken sieht man zwischen Weinbergen versteckte weiße Weiler. Ueber diesen Weilern erheben sich nackte unangebaute Berge in steilen und felsigen Abhängen mit wenigen graulichen Stellen, auf denen man hier und da Heerden wie weiße Puncte gelagert sieht. Alle diese Berge sind von Felsenmassen gekrönt, die aus der Erde hervorragen, und deren durch die Zeit und der Stürme abgenutzte Grete dem Auge die Formen und Spalten alter verfallener Schlösser zeigen. Wenn man der sich um den Fuß dieser Hügel ziehenden Straße folgt, so findet man in etwa einer Stunde Entfernung von der Stadt zur Linken einen schmalen, von Weiden beschatteten Weg, welcher nach einem Bache zu, an dem man das beständige Rauschen eines Mühlrades hört, herabführt.

Dieser Weg schlängelt sich eine kurze Strecke hin unter den Erlen, welche ihn verbergen, dem Bache entlang, dessen Gewässer, auch wenn sie ein wenig gewachsen sind, kein

anderes Bett haben; sodann überschreitet man das Wasser auf einer kleinen Brücke und steigt auf einem gewundenen, aber steilen Abhange nach einigen mit rothen Ziegeln bedeckten Hütten hinauf, die man über sich auf einem kleinen Plateau gruppirt sieht. Dies ist unser Dorf.

Ein grauer pyramidalischer Glockenthurm erhebt sich über die sieben bis acht niedrigen Häuser. Der steinige Weg geleitet zwischen diesen Hütten von einer Thür zur andern. Nachdem man den ganzen Pfad durchmessen, kommt man vor einer Hofthür an, die etwas höher und breiter ist als die übrigen. Es ist die Thür des Hofes, in dessen Grunde sich das Haus meines Vaters verbirgt.

Das Haus verbirgt sich hier in der That, denn man erblickt es von keiner Seite, weder vom Dorfe noch von der Landstraße aus. In der Höhlung einer starken Thalkrümmung gebaut, niedrig und von allen Seiten vom Kirchthurm, den ländlichen Gebäuden oder von Bäumen überragt und an einen ziemlich hohen Berg gelehnt, erblickt man erst, wenn man diesen erstiegen hat und sich umdreht, in der Tiefe das niedrige aber massive Haus, das wie ein großer schwärzlicher Markstein am Ende eines schmalen Gartens aufsteigt. Es ist quadratisch, hat nur ein Stockwerk und drei große Fenster auf jeder Seite. Seine Mauern sind nicht verwittert. Der Regen und das Moos haben den Steinen die düstere, Jahrhunderte lange Dauer anzeigende Färbung alter Klostergänge gegeben.

Vom Hofe aus tritt man durch eine hohe Thür von geschnitztem Holz in das Haus. Sie ruht auf einer breiten Freitreppe, zu welcher fünf Stufen von Quadersteinen hinaufführen. Diese-Steine sind jedoch, obwohl von kolossalen Dimensionen, durch die Zeit und die darauf niedergelegten Lasten so abgestoßen, abgenutzt und zerbröckelt worden, daß sie gänzlich aus den Fugen gewichen sind, unter den Füßen mit dumpfem Geräusch schwanken, Nesseln und feuchte Moose hier und da aus den Zwischenräumen hervorwachsen, und die kleinen Sommerfrösche mit ihrer so angenehmen und melancholischen Stimme hier des Abends wie in einem Sumpfe quaken.

Man tritt zuerst in einen breiten hellen Gang, dessen Breite aber durch große geschnitzte Nußbaumschränke, worin die Landleute die Wäsche ihrer Haushaltung zu verwahren pflegen und durch für die täglichen Bedürfnisse der Familie hier aufgestellte Mehl- oder Getreidesäcke vermindert wird. Zur Linken befindet sich die Küche, deren stets offene Thür eine von Bänken umgebene eichene Tafel wahrnehmen läßt. Es kommt selten vor, daß man nicht an dieser zu jeder Stunde des Tages Landleute sitzen sieht, denn das Tischtuch ist hier stets aufgelegt, sei es nun für die Arbeitsleute, oder auch für die unzählbaren Besucher, denen man gewöhnlich in den von den Städten entfernten Dörfern, die weder Herberge noch Schänke besitzen, Brot, Wein und Käse anzubieten pflegt.

Zur Linken tritt man in den Speisesaal ein. Dieser

enthält nichts als einen Tisch von Eichenholz, einige Stühle und eines jener alten mit Löchern versehenen Büffets mit Schiebkästen und zahlreichen Regalen, ein in allen alten Häusern erbliches Möbel, welches von dem gegenwärtigen Geschmack wieder geschätzt und dadurch gewissermaßen verjüngt wird. Aus dem Speisesaale tritt man in den Salon mit zwei Fenstern, von denen das eine auf den Hof, das andere, nördliche, auf den Garten geht. Eine damals hölzerne Treppe, welche mein Vater aber aus grob zugehauenen Steinen umbauen ließ, führt zum einzigen niedrigen Stock, wo etwa zehn fast unmöblirte Zimmer auf düstere Corridore hinaus gehen. Sie dienten damals zur Benutzung der Familie, für die Gäste und Domestiken.

So war das Innere dieses Hauses beschaffen, welches uns so lange Zeit in seinen dunkel gefärbten aber warmen Mauern gehegt hat. So war das Dach, welches meine Mutter mit so vieler Vorliebe ihr Jerusalem, ihr Haus des Friedens nannte. — Dies das Nest, welches uns so viele Jahre vor dem Regen, der Kälte, dem Hunger, dem Hauch der Welt schützte, das Nest, wo der Tod erst den Vater und dann die Mutter abholte, und dessen Kinder eins nach dem andern hinausgeflogen sind, die Einen hierhin, die Andern dorthin, Einige auch in die Ewigkeit! — —

Ich erhalte seine Reste sorgsam, sein Stroh und sein Moos und wiewohl es jetzt leer, verlassen und der köstlichen Zärtlichkeit, welche es belebte, baar steht, so sehe ich es doch gern immer von Neuem wieder und schlafe noch zuweilen

darin, als ob die Oertlichkeit den Eindruck der frühern Vorgänge darin bewahre und als ob ich hier bei meinem Erwachen die Stimme meiner Mutter, die Fußtritte meines Vaters, das muntere Plaudern meiner Schwestern und das ganze Geräusch der Jugend des Lebens und der Liebe wieder finden sollte, welches für mich so lange Zeit unter diesem Gebälk ertönte und das außer mir keinen mehr hat, um es zu vernehmen, und eine kurze Zeit länger fortzupflanzen.

V.

Das Aeußere dieser Wohnung entspricht dem Innern. Nach dem Hofe zu erblickt das Auge nur die Weinkelter, Schuppen und Ställe, welche diesen einfassen. Die stets nach der Straße zu geöffnete Thür dieses Hofes läßt den ganzen Tag über die Bauern erblicken, welche vorüber gehen, um sich auf das Feld zu begeben, oder von dort zurückzukehren. Sie tragen auf der einen Schulter ihre Werkzeuge und auf der andern eine lange Wiege, worin ihr Kind schläft. Ihre Frauen folgen ihnen nach dem Weinberge, wobei sie oft ein anderes Kind an der Brust tragen. Nach ihnen kommt eine Ziege mit ihren Zicklein, verweilt auf einen Augenblick, um mit den Hunden an der Thür zu spielen und eilt ihnen dann springend nach.

Auf der andern Seite der Straße befindet sich der Gemeinde-Backofen, welcher stets raucht. Er ist der gewöhn=

liche Versammlungsort der Greise, der armen Frauen, welche spinnen und der Kinder, die sich an der Asche seines ewigen Feuers wärmen. Dies ist Alles, was man von einem Fenster des Salons aus erblickt.

Das andere nach Norden gehende Fenster gestattet einen Blick über die Mauern des Gartens und die Ziegeldächer einiger niedriger Häuser, auf den von düstern und fast stets von Wolken gekrönten Bergen begrenzten Horizont, wo sich ein altes zerfallenes Schloß mit seinen Thürmen und Thürmchen bald von einem gelben Sonnenstrahl erhellt, bald aus dem Nebel hervorschimmernd, erhebt. Dies ist der characteristische Zug dieser Landschaft. Wenn man die Ruinen hinwegnähme, so würden die brillanten Abendreflexe auf ihren Mauern, die phantastischen Gestaltungen des Nebels um seine Thürme auf ewig mit ihnen verschwinden; es würde nichts als ein schwarzes Gebirge und ein gelblicher Waldbach zurückbleiben. Ein Segel auf dem Meere, eine Ruine auf einem Hügel bilden eine vollständige Landschaft. Die Erde ist nur die Bühne der Gedanken, das Drama und das Leben ruhen für das Auge in den Spuren des Menschen. Da wo das Leben ist, befindet sich auch das Interesse.

Die Hinterseite des Hauses geht auf den Garten, der einen Viertel Arpent groß und von einer schwarzen Steinmauer eingefriedigt ist. Vom Grunde des Gartens an beginnt der Berg sich allmählig zu erheben. Anfänglich angebaut und von grünen Weingärten bedeckt, dann aber bröcklig,

grau und nackt, wie die Moose ohne Pflanzenerde, welche auf den Klippen wachsen und die von diesen kaum zu unterscheiden sind. Zwei bis drei kahle Felsen bilden auf seinem Gipfel eine leichte Einzähnung. Ueber das Haidekraut hinaus, welches ihn bedeckt, erblickt man keinen Raum, ja nicht einmal einen Strauch mehr. Er wird von keiner Hütte, von keiner Heerde belebt. Hierin liegt vielleicht der geheime Zauber dieses Gartens, er gleicht der Kinderwiege, welche die Frau des Landmannes in einer Furche des Feldes am Bache versteckt hat, während sie arbeitet. Die beiden Seiten der Furche verbergen die Ufer des Baches, und wenn der Vorhang gehoben ist, so erblickt das Kind nichts als einen Theil des Himmels zwischen zwei Erdhügeln.

Was den Garten selbst betrifft, so besitzt dieser davon fast nichts als den Namen. Er hätte nur in den primitiven Zeiten als Garten gelten können, wo Homer die bescheidene Einfriedigung und die sieben Wiesen des Greises Laertes beschreibt. Acht rechtwinkelig abgetheilte Gemüsebeete, von Obstbäumen eingefaßt, und durch mit Weidekräutern und gelbem Sand gebildete Gänge getrennt; am äußersten Ende dieser Gänge, nach Norden zu, acht knorrige Stämme von alten Hagebuchen, die über einer hölzernen Bank eine dunkle Laube bilden. Im Grunde des Gartens eine andere kleine Laube von Judenkirschranken unter zwei Kirschbäumen. Dies war Alles.

Ich vergaß — nicht die murmelnde Quelle, selbst nicht den Brunnen mit grünlichen, feuchten Steinen, denn es

giebt auf dem ganzen Gebiete keinen Tropfen Wasser, sondern ich vergaß ein kleines von meinem Vater im Felsen ausgehöhltes Reservoir, um das Regenwasser aufzunehmen, und um dieses grüne stagnirende Wasser zwölf Sykomoren und einige Platanen, die auf den Winkel des Gartens hinter der Mauer einige Schatten warfen und mit ihren großen vergilbten Blättern im Herbst die schlüpfrige Decke des Bassin's besäen.

Ja, dies ist Alles, und dennoch hat dieses während so vieler Jahre zur Freude, zum Genuß für die Träumereien, die süßen Mußestunden und die Arbeit eines Vaters, einer Mutter und von acht Kindern hingereicht.

Dies ist noch heute genügend, um das Andenken an sie zu nähren. Dies ist das Eden ihrer Kindheit, wo sich ihre heitersten Gedanken hinflüchteten, wenn sie etwas von dem Morgenthau des Lebens und einen Theil des rosenfarbigen Lichtes der ersten Stunden wiederfinden wollen, welches dem Menschen nur an der Stelle, wo seine Wiege gestanden, rein und strahlend erglänzte. Es giebt keinen Baum, keine Nelke, keinen Fleck dieses Gartens, der nicht in unsere Seele eingegraben wäre, als ob er einen Theil davon bildete!

Dieser Erdwinkel erscheint uns ungeheuer, so viele Dinge und Erinnerungen enthält er auf so engem Raume. Die stets zerbrochene armselige hölzerne Gatterthür, welche hineinführt und durch welche wir mit Freudengeschrei hineinstürzten, die Salatbeete, welche man für uns in ebenso

viel einzelne kleine Gärten abgetheilt hatte und die wir selbst bearbeiteten, das Plateau, wo sich unser Vater, wenn er von der Jagd zurückkam, mit seinen Hunden zu seinen Füßen niedersetzte. Die Allee, wo unsre Mutter bei Sonnenuntergang spazieren ging, indem sie leise den eintönigen Rosenkranz murmelte, welcher ihre Gedanken auf Gott richtete, während ihr Herz und ihre Augen uns in ihrer Nähe bewachten, der Rasenwinkel im Schatten nach Norden zu für die warmen Tage, die kleine warme Mauer im Süden, an die wir uns im Herbst mit den Büchern in der Hand wie Spalierbäume hinsetzten, die drei Hollundergebüsche, die zwei Haselnußsträucher, die unter den Blättern entdeckten Erdbeeren, die Pflaumen, die Birnen, die am Morgen von ihrem goldfarbigen Harze klebrigen und vom Thau benetzten Pfirsichen, die wir unter dem Baume fanden, und später die Hagebuchenlaube, welche Jeder von uns, und ich besonders, zur Mittagszeit aufsuchte, um darin in Ruhe seine Lieblingsbücher zu lesen, und das Andenken an die unbestimmten Eindrücke, welche diese Blätter auf uns hervorbrachten und noch später das Andenken an die hier oder da in diesem oder jenem Gange des Gartens gehaltenen vertrauten Gespräche und die Stelle, wo man sich bei der Abreise auf lange Zeit Lebewohl sagte, die, wo man sich bei der Rückkehr wiederfand, diejenige, wo sich einige der geheimen pathetischen Scenen des verborgenen Familiendrama's zutrugen, wo man sich das Gesicht seines Vaters verdunkeln sah, wo unsre Mutter weinte, indem sie uns verzieh, wo

man vor ihr niederkniete und sein Gesicht in ihr Kleid verbarg, die, wo man ihr den Tod einer geliebten Tochter mittheilte, die, wo sie ihre Augen und ihre Hand resignirt gen Himmel erhob.

Alle diese Bilder, diese Eindrücke, diese Gruppen, Gestalten, Glückseligkeiten und Liebesbeweise bevölkern noch jetzt für uns diese kleine Einfriedigung, wie sie so viele Tage die süßesten, welche wir erlebt, bevölkert, belebt, bezaubert hat, und machen, daß wir in der Idee unsere seitdem vergossene Existenz wieder auffangen, und uns in diesen Gängen gewissermaßen in den Boden, die Bäume, die mit uns geborenen Pflanzen einhüllen und wünschen, daß die Welt für uns mit den Mauern dieses armseligen Raumes beginne und schließe.

Dieser väterliche Garten hat noch jetzt sein Aussehen bewahrt; nur fangen die etwas gealterten Bäume an, ihre Stämme mit Moos zu bedecken. Die Rosen- und Nelken-Bordüren haben Eingriffe in das Gebiet des Sandes gemacht und den Gang verengert. Die Füße verwickeln sich in den schleppenden Ranken dieser Einfassungen. Noch jetzt singen zwei Nachtigallen die Sommernächte hindurch in jenen beiden verlassenen Lauben, die drei von meiner Mutter gepflanzten Fichten lassen noch jetzt in ihren Aesten das gleiche harmonische Säuseln ertönen. Die Sonne bewirkt bei ihrem Untergange noch dieselben Wolken-Effecte. Man genießt hier noch die gleiche, nur von Zeit zu Zeit durch das Angelusläuten vom Kirchthurme oder durch den einför-

migen und einschläfernden Schall der Flegel der Bauern, die das Getreide auf ihrer Scheuntenne ausdreschen, unterbrochene Stille.

Zwischen den Rosengesträuchen erheben sich aber Schmarotzerpflanzen, Brombeersträucher und große blaue Malven in dichten Gebüschen. Der Epheu verdichtet seine zerrissenen Draperien an den Mauern, er verdüstert jedes Jahr mehr die stets geschlossenen Fenster des Zimmers unsrer Mutter, und wenn ich hier zufällig auf- und abgehe und mich einen Augenblick vergesse, werde ich meiner Einsamkeit nur durch die Schritte des alten Weingärtners entrissen, der uns in jenen Tagen als Gärtner diente und von Zeit zu Zeit seine Pflanzen wieder besucht, wie ich meine Erinnerungen, meine Gespenster und meinen Kummer.

VI.

Sie kennen jetzt diese Wohnung eben so gut als ich, warum kann ich aber nicht auch nur auf einen einzigen Augenblick diesen Aufenthalt für Sie mit der Geschäftigkeit, der Bewegung, dem Lärm, der Zärtlichkeit beleben, womit er für uns erfüllt war?

In meinem zehnten Jahre wußte ich noch nicht, was eine Bitterkeit des Herzens, eine Verlegenheit des Geistes, eine Strenge des menschlichen Gesichts sei. Alles in mir war frei und um mich lächelnd, dessenungeachtet war ich

weder durch die Nachsicht derjenigen, welchen ich gehorchen mußte, verweichlicht noch zügellos den capriziösen Forderungen meiner Phantasie oder meines kindischen Willens überlassen. Ich lebte nur in meinem eignen, gesunden, heilsamen Mittel, — der Fülle des Lebens zwischen meinem Vater und meiner Mutter, die um sich nur Zärtlichkeit, Frömmigkeit und Zufriedenheit ausathmeten.

Lieben und geliebt zu werden war bis dahin meine ganze physische Erziehung gewesen, und sie bildete sich gewissermaßen von selbst in der freien Luft und den fast wilden Leibesübungen, welche ich Ihnen beschrieben habe. Ich war eine freie Luft- und Bergpflanze, und man hütete sich wohl, mir eine geschützte Stellung anzuweisen. Man ließ mich wachsen und im Winter- und Sommerkampf mit den Elementen stark und schön werden. Dieses Regime sagte mir vortrefflich zu, und ich war damals eines der schönsten Kinder, die je mit ihren nackten Füßen die Steine unserer Berge betreten haben, wo doch die Menschenrace so gesund und schön ist.

Ich hatte damals dunkle blaue Augen, wie die meiner Mutter, reine, fast römische Züge, von einem etwas nachdenkenden Ausdruck, wie dem ihrigen, etwas gemildert, mein Gesicht war von einem blendenden Strahle der innern Freudigkeit erhellt; meine Haare waren sehr geschmeidig und fein, und von einem goldenen Braun, wie die reife Rinde der Kastanie; es fiel eher in Wellen als in Locken über meinen von der Luft gebräunten Hals herab. Mein Wuchs war

für mein Alter schon hoch, meine Bewegungen leicht, geschmeidig und graziös, nur besaß ich eine ausnehmende Zartheit der Haut, die ich ebenfalls von meiner Mutter hatte, und eine Neigung zum Erröthen und Erbleichen, die die Feinheit des Gewebes und die Schnelle und Macht der Herzensregungen auf dem Gesichte anzeigte; ich war in Allem das Bild meiner Mutter, nur mit männlichem Ausdruck; von glücklicher Körperbildung, glücklichem Herzen und Charakter, hatte das Leben Glück, Stärke und Gesundheit auf mein ganzes Wesen eingeschrieben. Die Zeit, die Erziehung, meine Fehler, die Menschen, der Kummer haben diesen Ausdruck verwischt, aber ich klage darum nur sie und hauptsächlich mich an. Ich hatte damals der Natur keinen Vorwurf zu machen.

VII.

Meine Erziehung lag ganz in den mehr oder weniger heitern Augen und dem mehr oder weniger offenen Lächeln meiner Mutter. Die Zügel meines Herzens lagen in dem ihrigen. Sie forderte von mir nichts als Güte und Wahrheit. Ich hatte keine Mühe, dies zu sein. Mein Vater gab mir das Beispiel der skrupulösesten Aufrichtigkeit, meine Mutter der Güte bis zur heroischsten Hingebung. Mein Geist, der nichts als Tugend einathmete, konnte auch nichts Anderes hervorbringen. Ich hatte weder mit mir selbst

noch mit Andern zu kämpfen. Ich wurde von Allem angezogen, von Nichts gezwungen. Das Wenige, was man mich lehrte, wurde mir wie eine Belohnung dargeboten. Mein Vater und meine Mutter waren meine einzigen Lehrer. Ich sah sie lesen und wollte lesen lernen; ich erblickte sie beim Schreiben, und ich bat sie, mir zu helfen, meine Buchstaben zu bilden.

Alles dies geschah spielend in müßigen Augenblicken, im Garten, am Kamine des Salons, auf den Knieen, unter Lächeln, Scherzen und Liebkosungen. Ich fand Geschmack daran, und forderte selbst zu den kurzen und unterhaltenden Lektionen auf.

So habe ich Alles gelernt, allerdings etwas spät, aber ohne mich zu erinnern, wie, und ohne daß sich eine Stirn gerunzelt hätte, um mir etwas beizubringen. Ich schritt vor, ohne zu fühlen, wie ich ging. Meine stets mit denen meiner Mutter in Verbindung stehenden Ideen entwickelten sich so zu sagen in den ihrigen. Die übrigen Mütter tragen ihr Kind nur neun Monate in ihrem Schooße, ich kann dagegen sagen, daß mich die meinige zwölf Jahre unter ihrem Herzen getragen und daß ich von ihrem moralischen Leben gelebt, wie ich in ihr von ihrem physischen Leben gelebt hatte, bis zu dem Augenblicke, wo ich gewaltsam und unglücklicher Weise ihr entrissen wurde, um an dem faulenden oder doch wenigstens eisigen Leben der Schule Theil zu nehmen.

Ich hatte also weder Schreib=, noch Lese=, noch Sprach=

lehrer. Ein Nachbar meines Vaters, Monsieur Bruys de Vandran, ein Mann von Talent, der sich aus der Welt, worin er lange zugebracht, zurückgezogen hatte, besuchte uns wöchentlich einmal. Er gab mir mit seiner schönen Hand Schreibvorschriften, die ich dann copirte und ihm bei seiner Rückkehr zum Corrigiren zustellte. Ich fand frühzeitig Geschmack am Lesen. Man hatte sogar Schwierigkeit, mir genug meinem Alter angemessene Bücher zur Nahrung meiner Wißbegier zu verschaffen. Die Kinderschriften genügten mir schon nicht mehr. Ich betrachtete neidisch die auf einigen Regalen in einem kleinen Schranke des Salons aufgestellten Bände; aber meine Mutter mäßigte dieses ungeduldige Streben nach Kenntnissen. Sie überließ mir die Bücher nur allmählig und mit verständiger Auswahl. Die abgekürzte und gereinigte Bibel, die Fabeln von Lafontaine, die mir kindisch, falsch und grausam erschienen, und die ich niemals auswendig lernen konnte, die Werke der Madame von Genlis, die Berquin's, Abschnitte aus „Fenelon und Bernardin de St. Pierre", die mich von dieser Zeit an entzückten, „das befreite Jerusalem", „Robinson", einige Trauerspiele von Voltaire, besonders „Merope", die des Abends von meinem Vater vorgelesen wurden.

Dies waren die Bücher, woraus ich wie die Pflanze im Boden die ersten nährenden Säfte meines jungen Verstandes einsog; aber ich schöpfte hauptsächlich aus der Seele meiner Mutter, ich las durch ihre Augen, fühlte durch ihre Eindrücke, liebte durch ihre Liebe. Sie übersetzte

mir Alles, die Natur wie die Gefühle, die Herzensregungen wie die Gedanken. Ohne sie würde ich nie etwas von der Schöpfung, die ich vor Augen hatte, buchstabiren gelernt haben. Sie wies mich aber auf Alles mit dem Finger hin. Ihr Geist war so lichtvoll, so farbenbelebt und warm, daß sie auf nichts Finsterniß und Kälte liegen ließ. Indem sie mich allmählig Alles begreifen lehrte, brachte sie mich zugleich dazu, Alles zu lieben. Mit Einem Worte: der unbemerkbare Unterricht, welchen ich erhielt, bestand nicht aus Lektionen, es war die Handlung des Lebens, Denkens und Fühlens selbst, welche ich unter ihren Augen mit ihr, wie sie und durch sie verrichtete.

Wir lebten ein doppeltes Leben. So bildete sich mein Herz nach einem Muster, welches ich nicht einmal zu betrachten brauchte, so sehr war es mit meinem eigenen Herzen verschmolzen.

VIII.

Meine Mutter kümmerte sich sehr wenig um das, was man unter Unterricht zu verstehen pflegt. Sie strebte nicht darnach, aus mir ein für sein Alter vorgeschrittenes Kind zu machen. Sie reizte mich nicht zu dem Streben, es besser zu machen, als Andere, welches bei Kindern nichts als eine Eifersucht des Stolzes ist. Sie verglich mich mit Niemand, erhöhte weder, noch erniedrigte mich je durch ge-

fährliche Vergleichungen. Sie dachte mit Grund, daß ich, wenn meine intellectuelle Kraft einmal durch die Jahre und die Gesundheit des Körpers und Geistes entwickelt worden sein würde, eben so geläufig wie ein Anderes das wenige Griechisch, Latein und Rechnen begreifen würde, woraus die triviale Gelehrsamkeit, welche man Erziehung nennt, besteht. Was sie wollte, war, aus mir ein glückliches Kind, einen gesunden Geist und eine liebende Seele, ein Geschöpf Gottes, und nicht eine Puppe der Menschen zu bilden.

Sie hatte ihre Ideen über die Erziehung zuerst in ihrem Geiste und sodann in J. J. Rousseau, aus Bernardin de St. Pierre, den beiden Philosophen der Frauen, weil Philosophen des Gefühls, geschöpft. Sie hatte sie in ihrer Kindheit bei ihrer Mutter Beide gekannt, oder doch gesehen; sie hatte sie später gelesen und lebhaftes Gefallen an ihnen gefunden; sie hatte in ihrer frühesten Jugend ihr System eifrig von Madame von Genlis und den mit der Erziehung der Kinder des Herzogs von Orleans beauftragten talentvollen Personen debattiren hören. Es ist bekannt, daß dieser Prinz der erste war, welcher die Theorieen der natürlichen Philosophie auf die Erziehung seiner Söhne anzuwenden wagte. Meine mit ihnen und fast wie sie erzogene Mutter mußte also auf ihre Kinder die Traditionen ihrer Kindheit vererben. Sie that dies mit Auswahl und Unterscheidungsgabe. Sie verwechselte das, was Prinzen, die durch ihre Geburt und ihren Reichthum auf den Gipfel der socialen Ordnung gestellt werden, lernen müssen, nicht mit

dem, worin man die Kinder armer und unbekannter Familien in ihrer bescheidenen Lage der Arbeit und Einfachheit und in der unmittelbaren Nähe der Natur, in der sie stehen, unterweisen darf. Sie dachte aber, daß man in allen Ständen des Lebens zuerst einen Menschen bilden muß, und daß, wenn der Mensch, das heißt, das verständige, gefühlvolle und in richtiger Beziehung zu sich selbst, den andern Menschen und Gott stehende Wesen, mag es nun Fürst oder Arbeiter sein, gebildet ist, er das ist, was er sein muß, und daß er dann gut, und die Arbeit seiner Mutter vollendet ist.

Nach diesem System erzog mich meine Mutter. Meine Erziehung war eine philosophische Erziehung aus zweiter Hand, die durch die Mütterlichkeit gebessert und gemildert wurde.

In physischer Hinsicht hatte diese Erziehung sehr viel von dem Pythagoras und dem „Emil“. So war die Basis, auf welcher sie ruhte, die größte Einfachheit der Bekleidung und die strengste Frugalität der Nahrung. Meine Mutter war überzeugt, und ich habe in dieser Beziehung ihre Ueberzeugung bewahrt, daß es eines der beklagenswerthesten und schmachvollsten Uebel des Menschenlebens sei, die Thiere zu tödten, um sich von ihrem Fleische und Blute zu nähren, daß es ein entweder durch seine Herabwürdigung in einer unbekannten Epoche oder durch die Verhärtung in seiner eignen Verderbtheit auf den Menschen geworfener Fluch sei. Sie glaubte, und ich stimme ihr voll=

kommen bei, daß diese Gewohnheiten der Herzensverhärtung gegen die sanftesten Thiere, unsre Gefährten, Gehilfen, Brüder in der Arbeit und selbst irdischen Zuneigung, daß dieses Opfer, diese Begierde nach Blut, dieser Anblick des zuckenden Fleisches, die Instinkte des Herzens verwildern müsse. Sie glaubte, und ich mit ihr, daß diese angenehmere und scheinbar energischere Nahrung in sich aufreizende und faulige Stoffe enthalte, die das Blut verderben und das Leben des Menschen abkürzen. Sie führte zur Unterstützung ihrer Enthaltsamkeits-Ideen die unzählige sanfte, fromme Bevölkerung Ostindiens an, die sich Alles was Leben hat versagt, so wie die starken gesunden Gesellschaften der Hirtenvölker, und selbst die arbeitsame Bevölkerung unserer Landschaft, die am meisten arbeitet, am unschuldigsten und längsten lebt und nicht zehnmal im Laufe ihres Daseins Fleisch ißt. Sie hat mir vor dem Alter, wo ich in das verwirrte Leben der Schule geworfen wurde, niemals Fleisch zu essen gestattet.

Um mir den Wunsch danach zu rauben, wenn ich denselben gehegt hätte, bediente sie sich nicht der Raisonnements, sondern des Instinkts, welcher uns besser berathet, als die Logik.

Ich besaß ein Lamm, welches mir ein Bauer von Milly geschenkt, und das ich abgerichtet hatte, mir überall hin, wie der treueste und sanfteste Hund zu folgen. Wir liebten uns mit der ersten Leidenschaft, welche die Kinder und jungen Thiere von Natur für einander besitzen.

Eines Tages sagte die Köchin in meinem Beisein zu meiner Mutter:

„Madame, das Lamm ist fett, der Fleischer ist da und fragt danach, sollen wir es ihm geben?“

Ich schrie, ich stürzte mich auf das Lamm, ich fragte, was der Fleischer damit machen wolle und was ein Fleischer sei. Die Köchin antwortete mir, es sei ein Mensch, der die Lämmer, die Schaafe, die kleinen Kälber und schönen Kühe um Geld tödte. Ich konnte es nicht glauben, und bat meine Mutter, und erhielt leicht Gnade für meinen Freund.

Einige Tage nachher ging meine Mutter in die Stadt, nahm mich mit sich und ließ mich wie zufällig in den Hof eines Fleischers blicken. Ich erblickte Männer mit blutigen Armen, die einen Ochsen schlugen, andere, die Kälber und Schaafe stachen und ihre noch zuckenden Glieder zerschnitten. Hier und da rauchten Blutbäche auf dem Pflaster. Ich wurde von tiefem mit Abscheu gemischtem Mitleid ergriffen. Ich forderte sie auf, schnell vorüber zu gehen, der Gedanke an diese entsetzliche, abscheuliche Scene, die nothwendigen Präliminarien eines der Fleischteller, die ich auf dem Tische aufgetragen sah, flößte mir einen Ekel gegen alle animalische Nahrung und Entsetzen gegen die Fleischer ein.

Wiewohl die Nothwendigkeit, sich in die Bedingungen der Gesellschaft, worin man lebt, zu schicken, mich später dahin gebracht hat, alles Das zu genießen, was die Welt

ißt, so habe ich doch einen begründeten Widerwillen gegen das gekochte Fleisch behalten und es ist mir stets schwer gewesen, in dem Stande des Fleischers nicht etwas von dem Stande des Henkers zu erblicken.

Ich lebte also bis zum Alter von zwölf Jahren nur von Brot, Milchprodukten, Gemüsen und Früchten. Meine Gesundheit war deshalb um nichts schwächer und meine Entwickelung um nichts langsamer, und vielleicht verdanke ich dieser Diät die Reinheit der Züge, die ausgesuchte Eindrucksfähigkeit und die heitere Sanftheit der Laune und des Charakters, welche ich bis zu dieser Epoche bewahrt.

IX.

Was meine Gefühle und Ideen anbetrifft, so folgte ich meiner Mutter darin, die die natürliche Entwickelung derselben leitete, ohne daß ich, und vielleicht sie selbst etwas davon wahrnahm. Ihr System war keine Kunst, sondern aus der Liebe hervorgegangen. Deshalb mußte es auch unfehlbar sein. Sie war vor Allem bemüht, meine Gedanken ohne Unterlaß auf Gott zu richten und diese Gedanken durch die stete Gegenwart und das Gefühl Gottes in meiner Seele dermaßen zu beleben, daß meine Religion ein Vergnügen und mein Glaube zu einem Verkehr mit dem Unsichtbaren wurde.

Es wäre schwer für sie gewesen, dieses ohne Erfolg

anzustreben, denn ihre Frömmigkeit trug, wie alle ihre andern Tugenden, den Charakter der Zärtlichkeit.

Meine Mutter war nicht gerade das, was man in unserm Jahrhundert, wo die Frauen sich zu einer solchen Höhe des Gedankens, des Styles und Talentes jeder Art emporgeschwungen haben, darunter versteht, eine Frau von Genie. Sie selbst machte darauf nie Anspruch. Sie übte ihren Verstand nicht an diesen unermeßlichen Gegenständen. Sie that den geschmeidigen elastischen Federn ihrer Phantasie nicht durch die Reflexionen Gewalt an, sie besaß weder die Neigung zum Handwerk noch zum Wissen der gebildeten Frauen unserer Zeit.

Sie schrieb nie, um zu schreiben, noch um bewundert zu werden, obgleich sie viel über sich schrieb, um in einem Register ihres Gewissens und der Ereignisse ihres innern Lebens den moralischen Spiegel ihres Selbst zu finden, worin sie sich oft betrachtete, um sich zu vergleichen und zu verbessern. Diese Gewohnheit, ihr Leben zu verzeichnen, welches sie bis zu ihrem Ende bewahrte, hat fünfzehn bis zwanzig Bände von vertrauten Geständnissen gegen Gott hervorgebracht, die ich aufzubewahren das Glück hatte, und worin ich sie lebend wiederfinde, wenn ich das Bedürfniß fühle, mich wieder an ihren Busen zu flüchten.

Aus Furcht, ihren lebendigen und gegen das, was sie für die Stimme Gottes hielt, so gehorsamen Glauben zu schmälern, hatte sie wenig gelesen. Sie schrieb nicht mit der Kraft des Gedankens und dem Bilderglanze, welcher

die Gabe des Ausdrucks bezeichnet; sie redete und schrieb mit der klaren, durchsichtigen Einfachheit einer Frau, die sich nie gegen sich selbst verfeinert und die von den Worten nichts weiter verlangt, als ihre Gedanken richtig wiederzugeben, wie sie von ihren Kleidern nur fordert, sie zu bedecken, nicht aber sie zu verschönern. Ihre Ueberlegenheit lag nicht in ihrem Kopfe, sondern in ihrem Geiste. Gott hat das Genie der Frauen in das Herz gelegt, weil die Werke dieses Genies Alles Werke der Liebe sind. Zärtlichkeit, Frömmigkeit mit Heroismus, Standhaftigkeit, liebevolle Hingabe, Verleugnung ihrer selbst, vernünftige Heiterkeit, welche durch den Glauben und den Willen, das was sie im Innern leiden mochte beherrscht, dies waren die Züge des hohen Genies, welches Alle, die sich ihr näherten, in ihrem Leben viel mehr als in ihren geschriebenen Werken fühlten. Man fand sich bei ihr nur durch ihre Anziehungskraft beherrscht. Es war eine Superiorität, die man nur erkannte, indem man sie anbetete.

X.

Die Grundlage dieses Geistes wurde von einem unermeßlich zarten und tröstenden Gefühl des Unendlichen gebildet. Sie war zu verständig und groß für den elenden kleinlichen Ehrgeiz dieser Welt. Sie ging durch dieselbe hin, sie bewohnte sie nicht. Dieses Gefühl des Unendlichen in

Allem und besonders in der Liebe hatte sich bei ihr in eine stete Anrufung und ein ewiges Streben nach dem, was dessen Quelle bildet, nämlich Gott, verwandeln müssen. Man kann sagen, daß sie so sehr in Gott lebte, als es einem Geschöpf gestattet ist. Es gab keine Seite ihres Geistes, die nicht ohne Unterlaß gegen diese Ausstrahlung von oben, die von Gott direkt auf unsre Gedanken herabströmt und durch die Schatten des Chaos unsers Geistes in uns dringt, wie das Licht des Himmels durch den Krystall unsrer geschlossenen Häuser gewendet, von ihr durchstrahlt und erwärmt wurde.

Hieraus ergab sich für sie eine Frömmigkeit, die sich nie verdüsterte. Sie war nicht pietistisch und besaß nichts von dem dummen Schrecken vor Gott, von der Kindischkeit der Knechtschaft des Geistes, der Verdummung des Gedankens, woraus die Frömmigkeit bei so vielen Frauen besteht und die an sich selbst nichts ist, als eine das ganze Leben hindurch verlängerte Kindheit, oder ein eifersüchtiges, übellaunisches Alter, welches sich durch eine heilige Leidenschaft an den profanen Leidenschaften rächt, welche sie nicht mehr haben kann.

Ihre Religion ruhte wie ihr Genie ausschließlich in ihrer Seele. Sie glaubte demüthig, liebte glühend, hoffte fest. Ihr Glaube war eine Tugendübung, nicht ein Raisonnement. Sie betrachtete ihn wie eine aus den Händen ihrer Mutter empfangene Gabe Gottes, die zu untersu-

chen und von dem Winde der Landstraße forttragen zu lassen fündig gewesen wäre. Später hatten sich alle die Genüsse des Gebets, die Thränen, die Bewunderung, die Ergüsse ihres Herzens, die Bestrebungen ihres Lebens und die Hoffnungen ihrer Unsterblichkeit so mit ihrem Glauben identificirt, daß sie, so zu sagen, in ihren Gedanken einen Theil davon ausmachten und daß sie, wenn sie einen Theil verloren, oder verändert hätte, geglaubt haben würde, zugleich ihre Unschuld, Tugend und ihr Glück auf dieser Welt, so wie die Pfänder ihres Glücks im Himmel, mit Einem Worte ihre Erde und ihren Himmel zu verlieren.

Auch hielt sie daran fest wie an ihrem Himmel und an ihrer Erde. Ueberdies war sie zur Frömmigkeit geboren wie man zum Dichter geboren wird. Die Frömmigkeit war ihre Natur, die Liebe Gottes ihre Leidenschaft! — Aber diese Leidenschaft war durch die Unermeßlichkeit ihres Gegenstandes und die Sicherheit ihres Genusses selbst heiter, glücklich und sanft, wie alle ihre übrigen Leidenschaften.

Diese Frömmigkeit war derjenige Theil ihres Selbst, welchen sie uns am glühendsten mitzutheilen wünschte. Ihr mütterlichster Gedanke war der, aus uns im Geiste und in der Wahrheit Geschöpfe Gottes zu machen. Auch dies gelang ihr ohne System und ohne Anstrengung und mit der bewundernswürdigen Geschicklichkeit der Natur, welche durch keine Kunstgriffe erreicht wird. Ihre

Frömmigkeit, die Ideen ihrer Athemzüge, jede ihrer Handlungen und Geberden belebte, hüllte uns, so zu sagen, mit einer Athemspur des Himmels auf Erden ein. Wir glaubten, daß Gott hinter ihr stehe, und wir ihn hören und sehen sollten, wie sie ihn selbst bei jedem Eindruck des Tages zu sehen, zu hören nnd mit ihm zu verkehren schien. Gott schien für uns einer von uns zu sein. Er wurde mit unsern ersten und unerklärbarsten Eindrücken in uns geboren.

Wir erinnerten uns der Zeit nicht mehr, wo wir ihn nicht gekannt hatten. Es gab für uns keinen ersten Tag, an dem man uns von ihm erzählt hatte; wir hatten ihn stets den Dritten zwischen unsrer Mutter und uns ausmachen sehen. Sein Name war mit der mütterlichen Milch auf unsern Lippen gewesen, wir hatten ihn mit unserm ersten Lallen aussprechen lernen. In dem Maße, in welchem wir aufwuchsen, hatten sich die Handlungen, welche in der Seele gegenwärtig und sich selbst fühlbar machen, täglich wohl zwanzig Mal unter unsern Augen abgewickelt.

Man hatte uns am Morgen, am Abend, vor und nach unsern Mahlzeiten kurze Gebete sprechen lassen. Die Kniee unsrer Mutter waren lange Zeit unser Familien-Altar gewesen. Ihr strahlendes Gesicht war in diesem Augenblicke stets mit einer etwas feierlichen und unterwürfigen Andacht erfüllt, die uns selbst das Gefühl der Wichtigkeit der Handlungen, welches sie uns einflößte, aufprägte.

Wenn sie mit und über uns gebetet hatte, wurde ihr schönes Gesicht stets noch sanfter und zärtlicher. Wir fühlten, daß sie mit ihrer Kraft und Freude in Verbindung getreten war, um uns noch mehr damit zu überraschen.

Fünftes Buch.

I.

Unser ganzer Religions-Unterricht beschränkte sich für sie darauf, vor uns und mit uns religiös zu sein. Der ewige Strom von Liebe, Anbetung, Dankbarkeit und Gebeten, welcher sich aus ihrer Seele ergoß, bildete ihre einzigen und natürlichen Belehrungen. Das Gebet — das schnelle lyrische, beflügelte Gebet war mit den geringsten Handlungen unsers Tagewerks verknüpft. Diese Anrufung Gottes gesellte sich demselben so zu rechter Zeit zu, daß sie in ihm stets ein Vergnügen und eine Erfrischung, statt wie bei Andern eine Verbindlichkeit und Mühe war. Unser Leben war in den Händen dieses weiblichen Wesens ein ewiges sursum corda. Es war ihr eben so zur Natur geworden, sich zu der Idee Gottes zu erheben, wie der Pflanze, in die Luft und zum Lichte aufzusteigen, und unsre Mutter that zu diesem Zwecke gerade das Gegentheil von dem, was man gewöhnlich thut. Statt uns verdrießliche Andachtsübungen zu befehlen, die die

Bayerische Staatsbibliothek München

Kinder ihrem Schlafe oder ihren Spielen entreißen, um sie zu zwingen, zu Gott, oftmals, trotz ihres Widerwillens und ihrer Thränen zu beten, machte sie uns aus den kurzen Anrufungen Gottes, wozu sie uns lächelnd einlud, ein wahres Fest der Seele. Sie vermengte unser Gebet nie mit unsern Thränen, sondern im Gegentheil mit allen den kleinen Glücksfällen, die uns im Laufe des Tages aufstießen. Wenn wir also in unsern kleinen Betten aufgewacht waren, wenn die glänzende Morgensonne in unsere Fenster strahlte, wenn die Vögel auf unsern Rosensträuchern oder in ihren Käfigen sangen, wenn die Schritte der Dienstboten schon seit langer Zeit im Hause wiederhallten, und wir sie selbst mit Ungeduld erwarteten, um aufzustehen, kam sie herauf, trat mit stets von Güte, Zärtlichkeit und süßer Freude strahlendem Gesichte herein, umarmte uns in unsern Betten, stand uns im Ankleiden bei, hörte dem freudigen Gezwitscher der Kinder zu, deren erfrischte Phantasie der Mutter beim Erwachen entgegenstrebte, wie die Kleinen in einem Schwalbenneste auf dem Dache zwitschern, wenn die Mutter herbeifliegt, und sagte uns dann:

„Wem verdanken wir das Glück, welches wir zusammen genießen werden? Wir verdanken es Gott, unserm himmlischen Vater. Ohne ihn würde die schöne Sonne vielleicht nicht aufgegangen sein, unsere Bäume ihre Blätter verloren haben, die muntern Vöglein vor Hunger und Kälte auf der nackten Erde verschmachtet sein, und ihr, meine armen Kinder, weder Bett, noch Haus, noch Garten, noch

Bayerische Staatsbibliothek München

Mutter besitzen, um Euch zu schützen, zu ernähren und in Eurer Kinder-Zeit zu erfreuen! Es geziemt sich wohl, ihm für Alles Das zu danken, was er uns mit diesem Tage schenkt und ihn zu bitten, uns noch viele gleiche Tage zu gewähren." Sodann kniete sie vor unserm Bette nieder, faltete unsere kleinen Hände, die sie oft in den ihrigen küßte, und sprach langsam und mit halber Stimme das kurze Morgengebet, welches wir mit ihrem Tonfallen und ihren Worten wiederholten.

Am Abende wartete sie nicht, bis unsere schlaf-schweren Augenlider halb geschlossen waren, um uns wie im Traume Worte stottern zu lassen, die uns die Stunde der Ruhe schmerzlich verzögerten, sondern versammelte sogleich nach dem Abendessen die Domestiken und selbst die Landleute aus den nächsten und dem Hause befreundetsten Weilern in ihrem Besuchzimmer. Sie ergriff ein Buch mit frommen christlichen Lehren für das Volk und las ihren ländlichen Zuhörern einige kurze Sätze daraus vor. Dieser Lectüre folgte das Gebet, welches sie selbst mit lauter Stimme sprach, oder das von meinen jungen Schwestern gesprochen wurde, als sie in ein reiferes Alter kamen. Ich kann noch jetzt den Refrain dieser einförmigen Litaneien, welcher dumpf von den Deckenpfeilern wiederhallte und der regelmäßigen Ebbe und Fluth der Wogen des Herzens glich, die gegen die Ufer des Lebens und die Ohren Gottes schlugen, vernehmen.

Einer von uns hatte stets das Amt, seinerseits ein kur-

zes Gebet für die Reisenden, die Armen und Kranken oder für irgend ein besonderes Bedürfniß des Dorfes oder Hauses zu sprechen. Indem sie uns so eine kleine Rolle in dem ernsten Acte des Gebetes anwies und uns gewissermaßen selbst daran Theil nehmen ließ, interessirte sie uns daran und verhinderte uns, daraus eine kalte Gewohnheit, eine eitle Ceremonie zu machen, oder selbst in Abneigung dagegen zu verfallen. Außer diesen beiden fast öffentlichen Gebeten war der Ueberrest unsres Tages noch von häufigen, unregelmäßigen Erhebungen unsrer Kinderseelen zu Gott bezeichnet. Diese vom Augenblicke und den Umständen im Herzen und auf den Lippen unsrer Mutter erzeugten Gebete besaßen aber nichts Regelmäßiges oder für uns Ermüdendes. Sie vollendeten und heiligten, um mich so auszudrücken, im Gegentheil jeden unserer Eindrücke und Genüsse.

So machte uns, wenn ein frugales, für uns aber deliciöses Mahl auf dem Tische aufgetragen war, unsere Mutter, ehe sie sich niedersetzte und einen Bissen genoß, ein kleines Zeichen, welches wir verstanden. Wir legten der Ungeduld unsers Appetites auf eine halbe Minute Zügel an, um Gott zu bitten, die Nahrung, welche er uns gewährte, zu segnen. Ehe wir nach dem Mahle wieder zum Spielen gingen, sagten wir ihm in wenigen Worten Dank. Wenn wir an einem schönen Sommermorgen zu einem weiten lebhaft gewünschten Ausfluge aufbrachen, ließ uns unsre Mutter bei der Abreise mit leiser Stimme und ohne daß es

Jemand wahrnahm, eine kurze innere Anrufung Gottes sprechen, diese große Freude zu segnen und uns vor jedem Unfalle zu bewahren. Wenn uns der Spaziergang zu einem großartigen oder lieblichen uns bisher noch unbekannten Naturschauspiele — einem großen, dunkeln Fichtenwalde, dessen feierliche Düsterheit und durch die Aeste fallende Lichtstreifen unsre junge Phantasie durchzitterten, einer schönen Wassermasse, die in Kaskaden herabfiel und uns mit ihrem Schaume, Getöse und ihrer Bewegung blendete, führen mochte; — wenn ein schöner Sonnenuntergang Wolkengebilde von ungewöhnlicher Form und Farbenpracht auf dem Gebirge lagerte, und so dem kleinen Erdwinkel, welchen die Sonne auf einen Augenblick erleuchtet, bei seinem Rücktritt in den dunkeln Raum ein prächtiges Abschiedsfest gab, so verfehlte sie selten die Größe oder Neuheit unserer Eindrücke zu benutzen, um unsern Geist zum Urheber aller dieser Wunder zu erheben und uns durch einige lyrische Ergüsse ihrer ewigen Andacht mit ihm in Verbindung zu setzen.

Wie oft hat sie uns an Sommerabenden, wenn sie mit uns im Freien spazieren ging, wo wir Blumen und Insecten sammelten, oder im Bette des Baches von Milly glänzende Kiesel suchten, nicht neben sich am Fuße einer Weide niedersetzen lassen und uns mit von ihrem frommen Enthusiasmus überströmendem Herzen auf einen Augenblick von dem verborgenen religiösen Sinne der schönen Schöpfung, die unsere Augen und Herzen bezauberte, unterhalten! Ich weiß nicht, ob ihre Erklärungen der Natur, der Elemente,

der Pflanzenkräfte oder der Bestimmung der Insecten sehr wissenschaftlich waren; sie schöpfte sie aus Pluche, Buffon und Bernardin de St. Pierre. Wenn aber auch daraus keine unwiderlegbaren Natursysteme hervorgingen, so ergab sich doch für uns aus diesem unendlichen Oceane der Weisheit und Güte Gottes ein unermeßliches Gefühl der Vorsehung und eine religiöse Weihe unserer Herzen.

Wenn wir durch ihre sublimen Erläuterungen tief gerührt waren und unsere Augen feucht zu werden begannen, ließ sie diese süßen Thränen nicht unter dem Hauche leichtsinniger Zerstreuungen und beweglicher Gedanken verdunsten, sondern beeilte sich, den ganzen Enthusiasmus der frommen Betrachtung zärtlich in uns zu fixiren. Es fielen dann einige, den Eindrücken der Scene angemessene Psalmenverse, die sie aus dem Kopfe wußte, mit andächtiger Rührung von ihren Lippen und verliehen der ganzen Erde eine fromme Bedeutung und allen unsern Gefühlen göttliche Worte. —

II.

Bei der Rückkehr ließ sie uns fast stets an den armen Hütten der Kranken oder Nothleidenden des Dorfes vorübergehen. Sie näherte sich ihren Betten, und gab ihnen Rathschläge und Heilmittel. Ihre Recepte schöpfte sie aus den Werken der beiden populären Aerzte Tissot und Buchon.

Sie machte ihr eifriges Studium aus der Medicin, um sie auf die Nothleidenden anzuwenden. Sie besaß das instinctive Genie, den schnellen Einblick, die glückliche Hand der wahren Aerzte. Wir leisteten ihr bei diesen täglichen Besuchen unsern Beistand. Der Eine trug Charpie und aromatisches Oel für die Verwundeten, der Andere Leinwandbandagen zu Compressen. So lernten wir uns des Widerwillens entäußern, welcher später den Menschen oft schwach vor der Krankheit, unnütz für Diejenigen, welche leiden und furchtsam vor dem Tode macht. Sie entzog uns auch die entsetzlichsten Scenen des Elends, des Schmerzes und selbst des Todeskampfes nicht.

Ich habe sie oft an den Strohlagern der Hütten oder Ställe, wo die Landleute zu liegen pflegen, wenn sie alt und gebrechlich geworden sind, stehen, sitzen oder knieen, mit ihren Händen den kalten Schweiß der armen Sterbenden abtrocknen, sie unter ihren Decken umwenden sehen, und gehört, wie sie ihnen bis zum letzten Augenblicke Gebete vorsprach, und geduldig stundenlang wartete, bis deren Geist beim Tone ihrer milden Stimme zu Gott gegangen war.

Sie bediente sich unser auch zu Boten ihrer Almosen. Wir und besonders ich, als der Größte, waren ohne Unterlaß damit beschäftigt, bald etwas weißes Brot für die Kindbetterinnen, bald eine Flasche alten Weines und einige Stücken Zucker, bald etwas stärkende Fleischbrühe für die aus Nahrungsmangel erschöpften Greise in die entferntesten einsamstehenden Hütten des Gebirges zu tragen.

Diese kleinen Botengänge bildeten selbst Vergnügungen und Belohnungen für uns. Die Landleute im Umkreise von zwei bis drei Stunden kannten uns alle, und verfehlten, wenn sie uns vorübergehen sahen, nie, uns bei unseren ihnen vertrauten Kindernamen zu rufen, uns zu bitten, bei ihnen einzutreten und ein Stück Brot, Speck oder Käse zu genießen. Wir hießen im ganzen Bezirke die Söhne der Dame, die Boten guter Nachrichten, die Engel der Hilfe für alles einsame Elend des Landvolkes. Ueberall wo wir eintraten, kam mit uns eine Vorsehung, eine Hoffnung, ein Trost, ein Strahl der Freude und Wohlthätigkeit. Diese süßen Gewohnheiten der Vertrautheit mit allen Unglücklichen und des vertraulichen Eintrittes in alle Wohnungen der Landleute hatten uns dieselben zu einer wahrhaften Familie gemacht. Wir kannten diese ganze kleine Welt von den Greisen bis zu den jüngsten Kindern bei ihren Namen. Am Morgen waren die steinernen Stufen der Thüre von Milly und der Korridor stets von Kranken oder Verwandten von Kranken belagert, die zu unsrer Mutter kamen, um sie um Rath zu fragen. Dies war nach der Beschäftigung mit uns diejenige, welcher sie ihre Morgenstunden weihte. Sie war stets damit beschäftigt, Arzneien für die Armen zu bereiten, Kräuter im Mörser zu stoßen, Heiltränke zu machen, Arzneistoffe auf ihrer kleinen Wage abzuwiegen, oft selbst Verwundungen und die ekelhaftesten Schäden zu verbinden. Sie benutzte uns eben=

falls zu diesen Zwecken, und wir leisteten ihr nach Kräften in Allem Beistand.

Andere suchen in diesen Retorten Gold, unsere Mntter aber suchte darin nur die Gebrechlichkeiten der Armen und Kranken zu mildern, und legte auf diese Weise den einzigen Schatz, welchen sie jemals auf Erden gewünscht, die Segnungen der Armen und die Erfüllung des Willens Gottes im Hi..mel vortheilhafter und sicherer an.

III.

Sobald endlich dieser ganze Tageslärm schwieg, wir gespeis't, die uns zuweilen besuchenden Nachbarn sich entfernt hatten und der auf den kleinen Garten geworfene Schatten des Berges in diesem bereits eine Abenddämmerung verbreitete, trennte sich unsere Mutter auf einen Augenblick von uns. Sie ließ uns entweder in dem kleinen Salon oder in einer etwas entfernten Ecke des Gartens, und genoß ihre Stunde der Ruhe und der einsamen Betrachtung.

Dies war der Augenblick, wo sie alle ihre Gedanken und während des Tages aus ihrem Herzen ergossenen Gefühle sammelte, um sie in den Busen Gottes zu schütten, in welchen sie sich so gern versenkte. So jung wir auch waren, kannten wir doch schon diese besondere Stunde, die sie sich von allen übrigen des Tages vorbehalten hatte. Wir entfernten uns selbst von dem Gange des Gartens, worin

sie auf- und abging, als ob wir gefürchtet hätten, die geheimnißvollen Geständnisse, welche sie Gott, und Gott ihr ablegte, zu unterbrechen oder zu belauschen!

Es war ein kleiner Gang von gelbröthlichem Sande, von Erdbeersträuchern eingefaßt, zwischen Obstbäumen, die sich kaum über ihren Kopf erhoben. Auf der einen Seite endigte er sich mit einem dichten Haselnußgebüsch, auf der andern mit der Mauer. Es war der abgelegenste und geschützteste Ort des Gartens, und sie zog ihn aus diesem Grunde vor, denn das, was sie darin erblickte, lag in ihr, nicht aber auf dem Gebiete der Erde. Sie ging hier mit schnellen, aber sehr regelmäßigen Schritten, wie ein Mensch, der eifrig denkt, auf ein sicheres Ziel zugeht, und der vom Enthusiasmus in seinem Gange belebt wird, auf und ab. Sie war gewöhnlich im bloßen Kopfe, wobei ihr schönes schwarzes Haar halb im Winde spielte, und trug ihr etwas ernsteres Gesicht als den übrigen Theil des Tages bald leicht zur Erde geneigt, bald gegen den Himmel erhoben, wo ihre Blicke die ersten Sterne, die sich am Firmamente vom dunkeln Blau der Nacht zu lösen begannen, zu suchen schienen. Ihre Arme waren vom Ellnbogen an unbedeckt, ihre Hände bald gefaltet wie die einer Betenden, bald frei und zerstreut einige Rosen oder violette Malven, deren hohe Stengel sich auf den Seiten des Ganges erhoben, pflückend. Zuweilen waren ihre Lippen halb geöffnet und unbeweglich, zuweilen geschlossen und von einer kaum wahrnehmbaren

Bewegung belebt, wie die eines Menschen, der im Traume spricht.

So durchschritt sie etwa eine halbe Stunde lang je nach der Schönheit des Abends, der Freiheit ihrer Zeit oder der Reichlichkeit ihrer innern Inspiration zwei- bis dreihundert Male den Raum des Ganges. Was that sie hier? Sie werden es errathen haben! Sie lebte einen Augenblick allein in Gott. Sie entfloh der Erde; sie trennte sich freiwillig von Allem, was sie hier berührte, um in vorgreifender Communication mit dem Schöpfer, am Busen der Schöpfung selbst, die himmlische Erquickung zu suchen, deren die leidende und liebende Seele bedarf, um größere Kraft zum Leiden und Lieben wieder zu gewinnen.

Was Gott dieser Seele sagte, das weiß Gott allein. Was sie zu Gott sprach, dies wissen wir fast so gut wie sie. Sie dachte aufrichtig und zerknirscht an die leichten Fehler zurück, die sie in der Erfüllung ihrer Tagespflichten begangen, machte sich sanfte Vorwürfe, um sich aufzumuntern, der göttlichen Gnade ihrer Lage besser zu entsprechen, ergoß sich in leidenschaftliche Danksagungen gegen die Vorsehung für die kleinen Glücksfälle, die ihr in uns zugestoßen waren, für ihren Sohn, der glückliche Neigungen verrieth, ihre Töchter, die sich vor ihren Augen verschönerten, ihren Gatten, der durch seinen Verstand und seine bewunderns-würdige Ordnung das kleine Vermögen und künftige Wohlsein des Hauses etwas vermehrt hatte, für die schönen Ernteaussichten, die Weinberge, unsern Hauptreichthum, deren

wohlriechende Blüthen die Luft durchdufteten und eine reichliche Weinlese versprachen. Sie gab sich einigen unvorhergesehenen entzückenden Betrachtungen über die Herrlichkeit des Himmels, das Heer der Sterne, die Schönheit der Jahreszeit, die Bildung der Blumen und Insekten, den mütterlichen Instinkt der Vögel hin, von denen man stets zwischen den Zweigen unserer Rosenstöcke und anderen Sträuchern einige von uns geachtete und verschonte Nester erblickte. Alles dies häufte sich in ihrem Herzen wie ein Erstlingsopfer auf dem Altare an, und wurde vom Feuer ihres jungen Enthusiasmus, der in Blicken, Seufzern, unbemerkten Geberden und leise gemurmelten Psalmenversen ausströmte, entzündet.

Dies war es, was nur die Kräuter, das Laub der Bäume und die Blumen in diesem Gange der Andacht hörten.

IV.

Dieser Gartenweg glich für uns einem Sanktuarium an einem geweihten Orte, er war die Kapelle des Gartens, worin sie Gott selbst besuchte. Wir wagten es nie, darin zu spielen und überließen ihn, ohne daß man es verboten hätte, ausschließlich seinem geheimnißvollen Zwecke. Noch jetzt, nach so vielen Jahren, wo ihr Schatten allein darin wandelt, achte ich den Weg meiner Mutter, wenn ich in diesen Garten komme. Ich neige den Kopf, wenn ich ihn

überschreite und gehe selbst aber nie darin, um ihre Spur nicht zu verwischen.

Wenn sie aus diesem Heiligthume ihrer Seele hereinkam und zu uns zurückkehrte, waren ihre Augen feucht und ihr Gesicht noch heiterer und beruhigter als gewöhnlich. Das ewige Lächeln auf ihren graziösen Lippen hatte noch etwas Zärtlicheres nnd Liebevolleres. Es war als ob sie eine Last von Traurigkeit oder Andacht abgelegt und den übrigen Theil des Tages leichter an ihre Pflichten ginge.

V.

Ich schritt indeß im Alter vor und zählte bereits zehn Jahre. Man mußte wohl einen Anfang machen, mir Etwas von dem, was die Menschen wissen, beizubringen. Meine Mutter unterrichtete nur mein Herz und bildete nur meine Gefühle. Es handelte sich darum, mich das Latein zu lehren. Der alte Pfarrer eines Nachbardorfes — denn die Pfarre von Milly war verkauft und die Kirche verschlossen — hielt eine kleine Schule für die Kinder einiger wohlhabenden Bauern. Ich wurde des Morgens dahin geschickt. Ich trug auf meinem Rücken in einem Sacke ein Stück Brot und einige Früchte, um mit meinen kleinen Kameraden zu frühstücken; außerdem nahm ich noch, wie die übrigen, ein kleines Holz- oder Weinrebenbündel unter dem Arme mit, um das Feuer des armen Pfarrers zu nähren. Das

Dorf Bussières, wo er den Dienst in einer kleinen Kirche verrichtete, liegt eine Viertelstunde vom Weiler Milly am Ende eines reizenden, auf der einen Seite von Weinbergen und Nußbaumgärten beherrschten Thales auf Rasengründen und erstreckt sich auf der andern Seite über hübsche Wiesen, die von einem Bache bewässert und von kleinen Eichengehölzen und alten Kastanienbaumgruppen durchschnitten werden. Die Pfarre mit ihrem Garten, ihrem Hofe und ihrem Brunnen war auf der Nordseite hinter den Mauern der Kirche verborgen und wie unter dem Schatten des hohen Glockenthurmes begraben.

Nur auf der Mittagsseite ging eine äußere, einige Schritte lange Gallerie, deren Dach von rindebedeckten Baumstämmen getragen wurde, auf die Küche und einen Saal, woraus der Greis unser Schulzimmer gemacht hatte. Ich kann noch jetzt den Lärm hören, welchen unsre kleinen Holzschuhe auf den steinernen Stufen machten, wenn wir vom Hofe aus in diese Gallerie hinaufstiegen. Wir waren fünf bis sechs Kinder, die täglich bei jedem Wetter von Milly hierherkamen; je regnerischer und kälter das Wetter war, desto angenehmer war für uns der Weg, und desto mehr verlängerten wir ihn. Zwischen Bussières und Milly liegt ein steiler Hügel, über den ein mit lockern Steinen besäeter Pfad in das Thal, worin sich die Pfarre befand, hinabführt.

Dieser Pfad war im Winter ein dickes Schneebett oder eine Decke von Glatteis, über welche wir uns, wie die

Hirten in den Alpen herabrollen oder gleiten ließen. Die Wiesen unten waren oft durch den ausgetretenen Bach zu Eisseen geworden, die nur durch die schwarzen Stämme der Weiden unterbrochen waren. Wir hatten Mittel gefunden, uns Schlittschuhe zu verschaffen und nach oftmaligem Hinfallen gelernt, uns ihrer zu bedienen. Ich faßte hier eine wahre Leidenschaft für diese nordische Leibesübung, in der ich späterhin geschickt wurde. Sich mit der Schnelligkeit eines Pfeiles und den graziösen Wellenbewegungen des Vogels in der Luft über eine glatte, glänzende, tönende und gebrechliche Fläche hingetragen zu fühlen, sich durch eine einfache Bewegung des Körpers und so zu sagen, nur durch das Steuerruder des Willens alle Drehungen und Wendungen des Bootes auf dem Meere oder des im Blau des Himmels schwebenden Adlers einzudrücken, verschaffte mir und würde es noch thun, wenn ich nicht meine Jahre achtete, eine solche Trunkenheit der Sinne und eine so wollüstige Betäubung des Gedankens, daß ich nicht ohne Aufregung daran denken kann. Selbst die Pferde, welche ich so geliebt habe, gewähren dem Reiter nicht das melancholische Entzücken, das große gefrorene Seen den Schlittschuhläufern einflößen.

Wie oft habe ich nicht gewünscht, daß der Winter mit seiner glänzenden, kalten, auf dem blauen Eise der Saône-Wiesen funkelnden Sonne ewig währe, wie unsere Freuden!

Es ist leicht begreiflich, daß wir in solcher Gesellschaft

und auf einem solchen Wege oft etwas spät kamen. Der alte Pfarrer empfing uns deshalb nicht schlimmer. Von Alter und Gebrechlichkeit gebeugt, früherer Weltmann, vor der Revolution elegant und reich und durch diese in die Armuth gestürzt, fand er wenig Geschmack an der Gesellschaft der lärmenden übermüthigen Kinder, die er zu belehren übernommen hatte. Der gute Mann verlangte von uns nichts weiter als den geringen Beitrag, welchen die Freigebigkeit unserer Eltern ohne Zweifel den geringen Einkünften seiner Kirche hinzufügte. Im Uebrigen übertrug er unsere Erziehung einem jungen, glänzenden Vicar, der mit ihm in der Pfarre wohnte und den er mehr als Vater, wie als Vorgesetzter behandelte.

Dieser Vicar hieß der Abbé Dumont. Außerdem bestand seine Haushaltung aus einer schon bejahrten, aber noch schönen und graziösen Frau, der Mutter des jungen Abbé. Sie beherrschte mit sanfter aber kräftiger Hand die Wirthschaft der beiden Priester und wurde darin durch eine hübsche Nichte und einen alten Tagelöhner unterstützt, der das Holz spaltete, den Garten umgrub und die Glocke läutete.

Der Abbé Dumont, von dem ich später viel zu sprechen haben werde, da wir einander sehr geliebt haben, und meine Erzählung Jocelyn aus einem seiner Jugendabenteuer entstanden ist, besaß vom Priesterthume nichts als eine eingewurzelte Abneigung gegen einen Stand, in den man ihn am Vorabende der Vernichtung des

Priesterthums in Frankreich wider Willen geworfen hatte. Er trug nicht einmal das Priesterkleid. Alle seine Neigungen waren die eines Edelmannes, alle seine Gewohnheiten die eines Soldaten, alle seine Manieren die eines Weltmannes. Schön von Gesicht, von hohem Wuchs, von stolzer Haltung, ernster und melancholischer Physiognomie, redete er seine Mutter mit Zärtlichkeit, den Pfarrer mit Achtung, uns mit Ueberlegenheit und Geringschätzung an. Er war stets von drei bis vier Jagdhunden, seinen zuthunlichen Gefährten im Zimmer wie im Walde umgeben und beschäftigte sich mit ihnen mehr als mit uns. Im Kaminwinkel erglänzten zwei bis drei mit Silber eingelegte und von Reinlichkeit funkelnde Gewehre; auf allen Tischen verstreut lagen Pulverhörner, Kugeln und grobes Jagdschrot. Er trug gewöhnlich eine große lederne Peitsche mit elfenbeinernem Griff, der sich mit einer Pfeife endigte, durch welche er im Gebirge seine Hunde zurückrief, in der Hand.

An den Wänden sah man mehrere Säbel und Jagdmesser hängen und in den Winkeln des Zimmers standen glänzend gewichste große, mit langen silbernen Sporen versehenen Reitstiefeln. Man fühlte aus seinem Wesen, dem männlichen festen Klange seiner Stimme und diesen Zimmerverzierungen, daß sich sein natürlicher Charakter durch das Aeußere am Widerspruche zwischen seiner Natur und seinem Stande rächte.

Er war unterrichtet und eine Menge von auf den Stühlen verstreuten Büchern bewiesen seine literarische

Geschmacksrichtung. Dieselben waren aber seinen Möbeln darin ähnlich, daß sie sehr wenig Canonisches an sich hatten. Es waren Bände von Raynalds, J. J. Rousseaus und Voltaires Werke, Romane der neuern Zeit oder contrerevolutionäre Brochüren und Journale, da der Abbé Dumont, wenn auch sehr wenig geistlich, dagegen doch äußerst royalistisch war. Sein Kaminsims war mit Büsten und Kupferstichen bedeckt, die den unglücklich Ludwig XVI., die Königin, den Dauphin und die vornehmen Opfer der Revolution darstellten.

Dieser Haß gegen die Revolution vertrug sich damals bei den meisten Menschen dieser Zeit sehr gut mit der Philosophie, die die Revolution zur Folge gehabt hatte. Die Revolution hatte ihren Lehren Genüge geleistet und ihre Lage umgestürzt. Ihr Geist warf in die neue Gesellschaft ein Chaos, in dem sie sich nicht zurecht zu finden wußten.

Man wird nach diesen Portraits leicht beurtheilen können, daß unsere Erziehung zwischen einem gebrechlichen Greise, der sich den ganzen Tag über am Küchenfeuer wärmte und einem jungen nach Thätigkeit und Vergnügungen begierigem Manne, der die Stunden, welche er für uns der Jagd entzog, für eben so viel auf der Folter zugebrachte Stunden hielt, nicht schnell von statten gehen konnte. Auch beschränkte sich dieselbe während des ganzen Jahres auf die Beibringung von zwei bis drei lateinischen Deklinationen, von denen wir nichts als die Wortendungen begriffen. Die übrige Zeit wurde im Winter mit Schlitt-

schuhlaufen, im Sommer mit Schwimmen in den Mühlenschleußen und Besuchen der Hochzeiten und Feste in den benachbarten Dörfern ausgefüllt, wo man uns mit den unter den Umständen gebräuchlichen Kuchen vollstopfte, und wir unzählige Pistolenschüsse losknallen ließen, die in allen Ländern der Welt das Zeichen der Freude sind.

Ich sprach den Provinzialdialekt wie meine Muttersprache und Niemand wußte besser als ich diese naiven traditionellen Lieder auswendig, die man in unserer Gegend des Nachts unter dem Kammerfenster oder an der Thüre des Stalles, wo die Geliebte schläft, zu singen pflegt.

VI.

Dieses vollkommene bäuerische Leben und diese absolute Unwissenheit dessen, was die übrigen Kinder in diesem Alter zu wissen pflegen, verhinderte jedoch nicht, daß meine, von meiner Muteer beaufsichtigte Familien-Erziehung in Bezug auf Gefühle und Ideen aus mir einen der richtigst denkenden Geister, eines der liebevollsten Herzen und eines der gehorsamsten Kinder, welche man sich wünschen konnte, machte. Mein Leben bestand aus Freiheit, heftigen Leibesübungen und einfachen Vergnügungen, aber nie aus gefährlichen Unordnungen. Man wußte, ohne daß ich es merkte, mir sehr gut meine Kameraden und Freunde unter den Kindern der ehrlichsten und vorwurfsfreiesten Familien

des Dorfes auszuwählen. Einige von den ältesten hatten bis zu einem gewissen Punkte die Verantwortlichkeit für mich übernommen. Ich erhielt unter ihnen weder schlechte Beispiele noch schlechte Rathschläge. Die Achtung und Liebe, welche alle diese Leute für meine Eltern hegten, strahlte auch auf mich zurück, so daß mir das Landvolk wie eine Familie war, die mich, so zu sagen, zu ihrem gemeinschaftlichen Lieblingskinde gewählt hatte.

Ich würde nie daran gedacht haben mir ein anderes Leben wie dieses zu wünschen. Meine Mutter, welche für mich die Gefahr der Erziehung in öffentlichen Schulen befürchtete, würde ebenfalls gern diese glückliche Kindheit ewig verlängert haben. Mein Vater und seine Brüder, die ich bald erwähnen werde, sahen jedoch mit Unruhe, daß ich in einigen Monaten das zwölfte Jahr erreichte, bald ein Jüngling werden und das männliche Alter mich in einer zu großen Inferiorität der Gelehrsamkeit gegen die Männer meines Alters und Standes überraschen würde. Sie sprachen ihre Befürchtungen mit lauter Stimme aus. Ich hörte meiner Mutter lebhafte Vorstellungen über diesen Gegenstand machen; sie weinte oft; der Sturm ging vorüber und brach sich an der Unveränderlichkeit ihrer Liebe und der Energie ihres so schmiegsamen, dessen ungeachtet aber so beständigen Willens. Der Sturm kehrte jedoch täglich zurück.

Mein ältester Onkel war ein Mann aus der alten Zeit, er war gut, aber keineswegs zärtlich. In der rauhen,

strengen Schule des Soldatenlebens erzogen, konnte er sich keine andere als eine gemeinschaftliche Erziehung vorstellen. Er wollte, daß der Mensch durch den Verkehr mit andern Menschen gebildet werde und fürchtete, daß die das Kind stets vor dem wirklichen Leben schützende Mutterzärtlichkeit, den männlichen Charakter zu sehr verweichlich. Er war außerdem sehr gut unterrichtet, ja selbst Gelehrter und Schriftsteller; er sah, daß ich in meinem väterlichen Hause nie etwas Anderes, als gut und glücklich leben lernen würde; er verlangte indeß mehr.

Mein von Natur nachsichtigerer und von den materiellen Ideen mehr beherrschter Vater würde sich von selbst nicht dazu entschlossen haben, mich aus Milly zu verbannen. Er wurde jedoch von der Hartnäckigkeit meiner Oheime mit fortgerissen. Sie waren die Könige und Orakel der Familie fast wie die Bailly von Mirabeau in der Familie dieses großen Mannes. Die Zukunft der Familie lag in den Händen dieses Onkels, denn er beherrschte seine Geschwister; er war nicht verheirathet und man mußte ihn mit Schonung behandeln. Seine etwas despotische Herrschaft, wie damals die Gewalt eines Familienchefs übte eine durch seine ausgezeichneten Verdienste und die Achtung, deren er genoß, verstärkte Souverainetät ein. Aus Klugheitsgründen und Liebe zu ihren Kindern gab endlich meine Mutter nach und mein Urtheil wurde nicht ohne viele Verzögerungen und Thränen gesprochen.

Man suchte lange Zeit nach einer Schule, worin die

meiner Mutter so theuern religiösen Grundsätze mit tüchtiger Belehrung und väterlicher Behandlung verbunden waren. Man glaubte alles Dies in einer damals berühmten Erziehungsanstalt in Lyon gefunden zu haben. Meine Mutter führte mich selbst hin. Ich trat in dieselbe wie der zum Tode Verurtheilte in sein letztes Gefängniß. Das falsche Lächeln, die heuchlerischen Liebkosungen der Lehrer dieser Erziehungsanstalt, die das Herz eines Vaters um Geld nachahmen wollte, täuschte mich nicht. Ich begriff, wie käuflich diese bestellte Zärtlichkeit war. Zum ersten Male in meinem Leben brach mir das Herz und als das Eisengitter sich zwischen meiner Mutter und mir schloß, fühlte ich, daß ich in eine andere Welt getreten und die Flitterwochen meiner ersten Jahre unwiederbringlich zu Ende waren.

Sechstes Buch.

I.

Stellen Sie sich ein sanftes, aber freies und wildes Vögelchen vor, das nur das Nest, die Wälder, den Himmel kennt, und mit allen Genüssen der Natur und der Freiheit begabt war, aber plötzlich in der Drahtschlinge des Vogelstellers gefangen und gezwungen wird, seine Flügel zu schließen und seine Füßchen an den Gittern des engen Käfigs zu zerreißen, worin man es mit andern Vögeln verschiedener Art, deren Gefieder und mißtöniges Geschrei ihm unbekannt ist, eingeschlossen hat, so werden Sie sich eine unvollkommene Idee von dem, was ich in den ersten Monaten meiner Gefangenschaft fühlte, machen können.

Die mütterliche Erziehung hatte mir eine expansive, aufrichtige, liebevolle Seele gegeben. Ich wußte nicht, was Furcht war, ich verstand nur zu lieben. Von meinen stets mit dem Herzen im Einklang stehenden Willensäußerungen war noch keine einzige durch die Stimme des

Befehls verletzt worden. Ich kannte nur die sanfte natürliche Ueberredung, welche für mich von ihren Lippen, aus ihren Augen und leisesten Geberden floß. Sie war nicht meine Herrin, sie war mehr, sie war meine Willenskraft.

Diese gesunde Lebensordnung des väterlichen Hauses, worin das einzige Gesetz, das der Liebe, die einzige Furcht, die vor dem Mißfallen, die einzige Strafe, ein trübes Gesicht war, hatte aus mir ein für alle Gefühle sehr entwickeltes, für die Rauhheit und Verletzung des Herzens sehr empfindliches Kind gemacht. Ich fiel aus dem Flaumengefütterten und von der Zärtlichkeit einer unvergleichlichen Familie noch warmen Neste auf die kalte, harte Erde einer geräuschigen, von zweihundert unbekannten, spöttischen, boshaften, lasterhaften Kindern bevölkerte Schule herab, die von interessirten, gebieterischen, heftigen Lehrern beherrscht wurde, deren honigsüße, aber fade Sprache mir ihre Gleichgiltigkeit keinen Augenblick zu verbergen vermochte.

Ich faßte einen Abscheu gegen sie und erblickte in ihnen meine Kerkermeister. Meine Erholungsstunden verbrachte ich damit, einsam und traurig zwischen den Stäben eines langen Gitters, welches den Hof verschloß, nach dem Himmel und den bewaldeten Gipfeln des Beaujolais zu blicken, und nach den Bildern des Glückes und der Freiheit, die ich dort zurückgelassen hatte, zu seufzen. Die Spiele meiner Kameraden machten mich traurig; ihr blasses Gesicht stieß mich zurück; Alles an ihnen war von einer Atmosphäre von Bosheit, List und Verderbtheit umgeben, vor der es mir ekelte. Der mür=

rische Zustand, in welchen mich die plötzliche Eintauchung in diese Kloake von Kindern versetzt hatte, war der Art, daß mich Ideen des Selbstmordes, von welchen ich bisher noch nie hatte sprechen hören, bestürmten. Ich erinnere mich, Tage und Nächte mit Nachdenken verbracht zu haben, durch welches Mittel ich mich wohl einem mir unerträglichen Leben entziehen könne. Dieser Seelenzustand änderte sich, während meiner ganzen Aufenthaltszeit in diesem Hause, auch nicht einen Augenblick.

II.

Nach einigen Monaten dieser Folter beschloß ich ihr zu entfliehen. Ich berechnete lange und geschickt meine Mittel zum Entrinnen. Endlich zu der Stunde, wo sich die Thüre eines Sprachzimmers für die Eltern öffnete, welche ihre Kinder besuchten, trug ich Sorge mich in diesem Sprachzimmer zu befinden. Ich that, als ob ich den Ball, womit ich spielte, auf die Straße geworfen hätte, und stürzte hinaus wie um ihn zurückzuholen. Ich warf die Thüre heftig hinter mir zu und eilte, so schnell ich konnte, durch die von Mauern und Gärten eingefaßten Gäßchen, welche die Vorstadt Croixrousse in Lyon zum größten Theile bilden. Es gelang mir bald, den Hüter, welcher mich verfolgte, von meiner Spur abzubringen, und als ich die Wälder erreicht hatte, welche die Hügel der Saone zwischen Neuville und Lyon bedecken,

mäßigte ich meinen Schritt und setzte mich unter einem Baume nieder, um meinen Athem wieder zu gewinnen und nachzudenken.

Meine ganzen Hilfsquellen bestanden nur aus drei Franken in kleiner Münze, die ich in der Tasche trug. Ich wußte wohl, daß mich mein Vater nicht gut empfangen würde, sagte mir aber: „Meine Flucht wird wenigstens das Gute haben, daß man mich nicht in dieselbe Schule zurück schicken kann.“ Ferner rechnete ich auch nicht darauf, mich zuerst zu meinem Vater zu begeben. Mein Plan bestand darin, nach Milly zu gehen und bei einem der braven Landleute, die mich so gut kannten und so sehr liebten, einen Zufluchtsort zu suchen, sei es auch nur in der Hütte des großen Hofhundes des Hauses, wo ich oft stundenlang mit ihm zusammen auf dem Stroh gelegen hatte; von dort würde ich meiner Mutter haben sagen lassen, daß ich angekommen sei, sie würde meinen Vater besänftigt, dieser mich aufgenommen und mir verziehen und ich mein frohes Leben bei ihnen wieder begonnen haben.

Es kam aber nicht so. Ich kam auf meinem Marsche in einen kleine Stadt etwa sechs Stunden von Lyon entfernt, trat hier in ein Wirthshaus und verlangte etwas zu essen. Kaum hatte ich mich aber vor meinem Eierkuchen und Käse niedergesetzt, den mir die gute Frau zubereitet hatte, als sich die Thür öffnete und ich den Director der Erziehungsanstalt von einem Gensd'armen begleitet, eintreten sah. Man nahm mich fest, band mir die Hände und führte

mich so von der Neugier der Zuschauer beschämt, zurück. Ich wurde allein in eine Art von Gefängniß eingeschlossen und brachte hier zwei Monate zu, während welcher ich außer dem Director, der umsonst einen Ausspruch von Reue von mir verlangte, keinen Menschen sah.

Von meiner Festigkeit ermüdet, schickte man mich endlich meinen Eltern zurück. Ich wurde von der ganzen Familie, mit Ausnahme meiner armen Mutter, schlecht empfangen. Sie brachte es dahin, daß man mich nicht nach Lyon zurückschickte. Ein Jesuiten-Collegium in Belley an der savoischen Grenze stand damals nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland und der Schweiz in hohem Rufe, und ich wurde von meiner Mutter dorthin gebracht.

III.

Hier eingetreten, fühlte ich nach wenigen Tagen schon den Unterschied zwischen einer käuflichen Erziehung, die durch lehrende Handwerker aus Liebe zum Volke unglücklichen Kindern ertheilt wird, und einer im Namen Gottes ertheilten und durch eine religiöse Aufopferung, deren einzige Belohnung der Himmel ist, eingegebene. Ich fand hier allerdings meine Mutter nicht wieder, aber ich fand Gott, die Reinheit, die Liebe, eine sanfte väterliche Ueberwachung, den wohlwollenden Ton der Familie, geliebte und liebende Kinder mit glücklichen Gesichtern. Ich war erbittert und verhärtet, ließ

mich aber bald rühren nnd erweichen. Ich beugte mich von selbst unter ein Joch, welches vortreffliche Lehrer leicht und angenehm zu machen wußten.

Ihre ganze Kunst bestand darin, uns selbst an dem Gedeihen der Anstalt zu interessiren und uns durch unsern eigenen Willen und Enthusiasmus zu leiten. Die Lehrer und Schüler schienen von einem und demselben göttlichen Hauche belebt zu sein. Unsere Seelen hatten ihre Flügel wieder gefunden und erhoben sich von selbst zum Guten und Schönen. Selbst die Widerstrebendsten wurden von der allgemeinen Bewegung verbessert und mit fortgerissen. Ich habe hier gesehen, was man nicht durch Zwang, sondern durch Anregung aus dem Menschen machen konnte. Das religiöse Gefühl, wovon unsere Lehrer belebt waren, beseelte uns Alle. Sie besaßen die Kunst, dieses Gefühl liebenswerth und vernünftig zu machen und in uns die Neigung zu Gott zu erzeugen. Mit einem solchen an unsere eignen Herzen gelegten Hebel hoben sie Alles. Was sie betraf, so gaben sie nicht vor, uns zu lieben, sondern liebten uns wahrhaft wie der Fromme seine Pflicht, der Arbeiter seine Arbeit, der Stolze seinen Stolz. Sie fingen damit an mich glücklich zu machen und machten mich auch bald gut. Die Frömmigkeit belebte sich wieder in meinem Geiste, sie wurde die Triebkraft meiner Liebe zur Arbeit. Ich knüpfte vertraute Freundschaften mit eben so reinen und glücklichen Kindern meines Alters an. Diese Freundschaften vereinigten uns, wenn ich mich so ausdrücken darf, wieder zu einer Familie. Zu spät in

die letzte Klasse gekommen, da ich schon das zwölfte Jahr überschritten hatte, drang ich bald bis zu den ersten vor.

Nach drei Jahren hatte ich Alles gelernt; ich kam jährlich mit den ersten Prämien meiner Klasse beladen, nach Hause. Dies machte mich für meine Mutter glücklich, für meinen Theil aber nicht stolz. Meine Kameraden und Nebenbuhler verziehen mir alle meine Triumphe, weil sie natürlich schienen und ich sie selbst nicht fühlte. Es mangelte mir zum Glücke nichts mehr als meine Mutter und die Freiheit.

IV.

Ich habe indeß meinen Geist nie an die Dienstbarkeit gewöhnen können, wie sehr sie auch durch die Freundschaft, die Gunst meiner Lehrer und die wohlwollende Zuneigung, womit mich meine Mitschüler im Collegium umgaben, versüßt war. Die Freiheit der Augen, der Schritte und der Bewegung, welche ich auf dem Lande so lange genossen, ließ mich die Mauern der Schule düsterer und beschränkter finden. Ich war ein glücklicherer Gefangener als die Uebrigen, aber doch stets ein Gefangener. Ich unterhielt mich mit meinen Freunden in den Stunden unsers freien Verkehrs nur von dem Glücke, bald wieder aus dieser gezwungenen Abgeschlossenheit zu kommen und von Neuem den Himmel, die Natur, die Felder, Gehölze, Gewässer und Berge unserer väterlichen

Wohnungen zu besitzen. Ich litt an dem ewigen Fieber der Freiheit und phantasirte von der Natur.

Das meinem Bette zunächst liegende hohe Fenster des Schlafsaales ging auf ein grünes, wiesenbedecktes, von Buchenwäldern umgebenes Thal des Bugey, welches durch bläuliche Gebirge, an deren Abhängen man den weißen feuchten Dunst entfernter Wasserfälle schweben sah, eingeschlossen wurde.

Oft, wenn alle meine Kameraden schliefen, die Nacht hell war und der Mond den Himmel erleuchtete, erhob ich mich ohne Geräusch, kletterte an den Stäben eines Stuhlrückens, deren ich mich wie einer Leiter bediente, herauf und lehnte mich stundenlang in dieses Fenster, um verlangend nach dem schweigenden, einsamen und zur Sammlung anregenden Horizonte hinaus zu blicken. Mein Geist drängte sich mit unsäglichen Regungen nach diesen Wiesen, Gehölzen und Gewässern. Es schien mir, als ob das höchste Glück darin bestehe, meine Schritte nach Belieben sich darin verirren lassen zu können, wie ich meine Gedanken und Blicke darin umher irren ließ. Und wenn ich in dem Aechzen des Windes, dem Gesange der Nachtigall, dem Säuseln des Laubes, dem aus der Ferne widerhallenden Murmeln der Wasserfälle, dem Läuten der Kuhglocken auf dem Gebirge einige von den ländlichen Klängen und Erinnerungen des Ohres aus meiner Kinderzeit in Milly wiederfinden konnte, so tropften Thränen des Andenkens und Entzückens aus meinen Augen auf das steinerne Fenstersims und ich begab mich in mein Bett zurück, um hier lange Zeit in Schweigen und

in wachen Träumen die blendenden Bilder dieser Erscheinungen an mir vorüberziehen zu lassen.

Sie mischten sich täglich mehr in meinem Geiste mit dem Gedanken und Visionen des Himmels. Seit das Jünglingsalter meine Sinne zu beunruhigen anfing und meine Phantasie verwirrte, trübte und sänftigte, hatte sich eine etwas wilde Melancholie wie ein Schleier über meine natürliche Munterkeit geworfen und meinen Gedanken, wie dem Tone meiner Stimme einen ernsteren Accent verliehen. Meine Eindrücke waren so stark geworden, daß sie mir Schmerzen bereiteten. Die unbestimmte Traurigkeit, welche alle irdischen Dinge in mir anregten, hatte mich dem Unendlichen zugewendet. Die hauptsächlich religiöse Erziehung, die wir bei den Jesuiten erhielten, die häufigen Gebete, Betrachtungen, Sakramente, die frommen oft wiederholten und verlängerten und durch den Schmuck der Altäre, die Pracht der Costüme, die Gesänge, den Weihrauch, die Blumen und die Musik anziehender gemachten Ceremonieen übten auf unsere Kinder- und Jünglingsphantasie eine sinnliche Verführungskraft aus, die sich mit der religiösen Trunkenheit des Morgenlandes vergleichen läßt.

Die Geistlichen, welche uns damit überhäuften, waren die ersten, die sich ihr mit der Aufrichtigkeit und Gluth ihres Glaubens hingaben. Ich hatte ihr eine Zeitlang unter dem Eindrucke des Argwohns und Widerwillens, den mein Aufenthalt in der Lyoner Schule gegen meine ersten Lehrer in mir erzeugt, widerstanden; aber die Sanftmuth, aufrichtige

Zärtlichkeit und einschmeichelnde Ueberredungskraft einer gesunderen Lebensweise unter meinen neuen Lehrern übte bald ihren Einfluß mit der ganzen Allmacht ihrer Lehren auf meine funfzehnjährige Phantasie aus. Ich fand bei ihnen, ohne mir dessen bewußt zu werden, die natürliche Frömmigkeit wieder, welche ich mit der Muttermilch eingesogen hatte. Mit dieser kehrte die Ruhe in meinen Geist, die Ordnung und Resignation in meine Seele, die Regel in mein Leben, der Geschmack am Studium, das Gefühl meiner Pflichten, die Empfindung des Verkehrs mit Gott, die Genüsse des Nachdenkens und Gebetes, die Liebe zur innern Sammlung und die Extase der Anbetung Gottes, welcher sich auf Erden nur die Extase einer ersten reinen Liebe vergleichen läßt, zurück. Wenn aber der göttlichen Liebe die Trunkenheit des sinnlichen Genusses mangelt, so besitzt sie dagegen die Unendlichkeit und Ewigkeit des angebeteten Wesens. Sie hat außerdem noch den Vorzug seiner steten Gegenwart vor den Augen und in der Seele des Anbetenden. Ich genoß sie in ihrer ganzen Gluth und Unermeßlichkeit.

Später blieb mir von derselben das, was einem von einer Feuersbrunst zurückbleibt, durch die man gegangen ist, ein Gefühl der Blendung in den Augen und ein Brandfleck auf dem Herzen. Meine Physiognomie wurde dadurch verändert. Der Leichtsinn der Jugend machte einem sanften, zarten Ernste, und der nachdenkenden Concentration des Blickes und der Züge, welche dem Gesichte Gleichförmigkeit und moralischen Sinn verleiht, Platz. Ich glich einer, auf

einen Augenblick dem Altare entnommenen Bildsäule des Jünglingsalters, die den jungen Leuten als Muster aufgestellt werden sollte. Die Sammlung des Heiligthums umgab mich selbst bei meinen Spielen und in den Freundschaftsbündnissen mit meinen Kameraden. Sie näherten sich mir mit einer gewissen Unterwürfigkeit und liebten mich mit Zurückhaltung.

Ich habe in Jocelyn unter dem Namen einer eingebildeten Person, das, was ich selbst während dieser glühenden Jünglingsjahre in einem Kloster an verborgener Gluth der Seele, frommem, in Gedankenerhebungen und in Herzensergüssen und Thränen der Andacht vor Gott ergossenen Enthusiasmus empfunden habe, dargestellt. Alle meine künftigen, erst geahnten Leidenschaften, alle meine Begriffs-, Gefühls- und Liebesfähigkeiten, die erst in mir aufkeimten, alle Genüsse und Schmerzen meines noch wie im Traume vor mir liegenden Lebens hatten sich, so zu sagen, in dieser Liebe Gottes concentrirt, gesammelt und verdichtet, wie um dem Schöpfer meines Wesens im Frühling meines Lebens die Erstlingsopfer, die Gluth und den Duft einer Existenz anzubieten, welche durch noch nichts profanirt, erloschen oder vor ihm verdunstet war.

Wenn ich tausend Jahre lebte, so würde ich gewisse Abendstunden nicht vergessen, wo ich, während der Erholungsstunden der im Hofe spielenden Zöglinge, durch eine kleine Pforte heimlich in die bereits durch die Nacht verdüsterte und kaum durch die im Sanctuarium aufgehängte

Lampe am äußersten Ende des Chores erhellte Kirche trat, mich in den dichtesten Schatten eines Pfeilers verbarg, in meinen Mantel wie in ein Leichentuch hüllte, meine Stirn gegen den kalten Marmor einer Balustrade stützte und Minuten, die ich nicht mehr zählte, hindurch in eine stumme, aber unerschöpfliche Anbetung versenkt, das Gefühl der Erde unter meinen Knieen oder Füßen verlor, und mich in Gott tauchte, wie das von der Wärme eines Sommertages angezogene Atom sich in der Atmosphäre erhebt, versenkt und verliert, und durchsichtig wie der Aether geworden, eben so luftig, wie die Luft selbst, und eben so leuchtend, wie das Licht geworden zu sein scheint.

Diese für mich durch die Frömmigkeit entzündete, heitre Gluth meiner Seele erlosch während der vier Jahre, die ich noch bis zur Beendigung meiner Studien vor mir hatte, nicht. Ich wünschte indeß eifrig, sie zu beendigen, um in das väterliche Haus zu der Freiheit des Landlebens zurückzukehren. Dieses unablässige Streben nach der Familie und der Natur war im Grunde sogar ein noch mächtigeres Anregungsmittel als der Wetteifer. Am Ende jedes durchgemachten Studiencurses sah ich im Geiste sich die Thüre meines Gefängnisses öffnen. Dies war es, was meine Schritte beeilte und mich meinen Wetteiferern voraus kommen ließ. Ich verdankte die Kränze, womit ich am Ende des Jahres belohnt und buchstäblich überladen wurde, nur dem leidenschaftlichen Verlangen, schneller aus diesem Exil, wozu man die Jugend verurtheilt, zu kommen. Ich dachte, wenn ich

einmal im Collegium nichts mehr zu lernen haben würde, so werde man mich schon nach Hause zurückrufen.

Dieser Tag erschien endlich. Es war einer der schönsten meines Daseins. Ich nahm dankbar Abschied von den vortrefflichen Lehrern, die meinen Geist zu beleben gewußt hatten, indem sie meinen Verstand bildeten, und ihre Liebe Gottes so zu sagen in Liebe und Eifer für die Seelen ihrer Kinder hatten ausströmen lassen. Die Patres Desbrosses, Varlet, Bequet, Wriotz besonders, mehr meine Freunde als meine Professoren, sind stets als Muster der Frömmigkeit, Wachsamkeit, väterlichen Liebe, Zärtlichkeit und Nachsicht für ihre Schüler in meinem Gedächtnisse geblieben. Ihre Namen werden stets für mich einen Theil jener geistigen Familie bilden, der man nicht das Fleisch und Blut, sondern den Verstand, Geschmack, die Sitten und Gefühle verdankt.

Ich liebe den Jesuiten-Orden nicht. In seinem Schooße erzogen, habe ich später den Geist der Verführung, des Stolzes und der Herrschsucht unterscheiden lernen, der sich, wie es ihrer Politik zusagt, verbirgt oder kund giebt, und sich, indem er jedes Mitglied der Körperschaft aufopfert, und diese Körperschaft mit der Religion verwechselt, auf geschickte Weise Gott selbst substituirt, und darauf hinstrebt, einer Sekte, die sich selbst überlebt hat, die Herrschaft der Gewissen und die allgemeine Regierung des menschlichen Gewissens zu verleihen. Diese abstrakten Mängel des Ordens berechtigen mich aber nicht, aus meinem Herzen die Wahr=

heit, die Gerechtigkeit und die Dankbarkeit für die Verdienste und Tugenden zu verwischen, die ich in ihrer Lehrmethode und bei den durch sie mit der Sorgfalt für unsere Kindheit beauftragten Lehrern hervorleuchten gesehen habe. In ihren Beziehungen zu der Welt nahm man wohl die menschlichen Beweggründe wahr, in ihren Beziehungen zu uns dagegen nur göttliche.

Ihr Eifer war so glühend, daß er sich nur an einem übernatürlichen und göttlichen Prinzipe entzündet haben konnte. Ihr Glaube war aufrichtig, ihr Leben rein, mühvoll, und in jeder Minute bis zu ihrem Ende der Pflicht und Gott geweiht. Wenn ihr Glaube weniger abergläubisch und kindisch, ihre Lehren weniger undurchdringlich für die Vernunft, diesen ewigen Katholicismus, gewesen wären, so würde ich in den Männern, die ich eben erwähnt habe, die zur Berührung der zarten Kinderseele mit frommen Händen würdigsten Lehrer, in ihrem Institute die Schule und das Modell aller lehrenden, Körperschaften erblickt haben. Voltaire, der ebenfalls ihr Schüler gewesen ist, ließ ihnen die gleiche Gerechtigkeit widerfahren. Er ehrte die Lehrer seiner Jugend in den Feinden der menschlichen Philosophie. Ich achte und ehre sie gleich in ihren Tugenden. Die Wahrheit braucht nie auch nur die geringsten Tugenden zu verleumden, um über die Lüge zn triumphiren. Dies würde der Jesuitismus der Philosophie sein.

Die Vernunft muß durch die Wahrheit siegen.

Endlich, nach dem Jahre, welches man das der Philo-

sophie nennt, und während welches man den natürlichen Verstand der Jugend durch einfältige barbarische Sophismen foltert, um ihn unter die herrschenden Dogmen und conventionellen Institutionen zu beugen, verließ ich das Collegium, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Ich verließ es nicht ohne Dankbarkeit gegen meine vortrefflichen Lehrer, aber mit der Trunkenheit eines Gefangenen, der seine Kerkermeister liebt, ohne deshalb die Mauern seines Gefängnisses zu bedauern. Ich wollte mich in den Ocean der Freiheit stürzen, nach dem zu streben ich nie aufgehört hatte. O, wie ich Stunde um Stunde die letzten Tage der letzten Woche zählte, wo unsere Befreiungsstunde schlagen sollte! Ich wartete nicht ab, bis man mich holen ließ, sondern reis'te in Gesellschaft dreier Kinder von meinem Alter ab, die, wie ich, in ihre Heimath zurückkehrten, und deren Eltern die Umgegend von Mâcon bewohnten. Wir trugen unser kleines Gepäck auf unsern Schultern und verweilten in jedem Dorfe und Gasthofe in den wilden Schluchten des Bugey. Die Berge, Ströme, Wasserfälle, Ruinen auf den Felsen und Sennhütten unter den Fichten und Buchen dieses Alpenlandes entrissen uns die ersten Ausrufe der Bewunderung für die Natur.

Es waren unsere griechischen und lateinischen Verse von Gott selbst in großartige, lebendige Bilder übersetzt, ein Spaziergang durch die Poesie seiner Schöpfung. Dieser ganze Weg war eine fortwährende Gefühlstrunkenheit.

V.

Einige Tage vor dem Falle der Blüthen nach Milly zurückgekehrt, glaubte ich nie die Ströme innern Glückes erschöpfen zu können, welche das Gefühl meiner Freiheit unter den Scenen meiner Jugend und am Busen meiner Familie in mein Herz ergoß. Es war die Eroberung meines Mannesalters. Meine Mutter hatte mir ein kleines Zimmer für mich allein in einem Winkel des Hauses mit auf die einsame Haselnußallee hinausgehenden Fenstern herrichten lassen. Es befand sich darin ein Bett ohne Vorhänge, ein Tisch und Bücher, Regale, die an der Wand festgenagelt waren.

Mein Vater hatte mir die drei Complemente der Toga virilis eines Jünglings, eine Uhr, eine Flinte und ein Pferd gekauft, wie um mir zu sagen, daß von jetzt an die Stunden, Gefilde und der freie Raum mir selbst angehöre. Ich bemächtigte mich meiner Unabhängigkeit mit einem Entzücken, welches mehrere Monate dauerte. Der Tag war gänzlich der Jagd mit meinem Vater, der Besorgung meines Pferdes im Stalle oder dem Galoppiren mit in seine Mähne geschlungener Hand auf der Wiese der benachbarten Thälchen geweiht. Die Abende vergingen unter vertraulichen Unterhaltungen im Salon mit meiner Mutter, meinem Vater und einigen Hausfreunden oder dem Vorlesen von Geschichtsschreibern und Dichtern.

Außer den belehrenden Büchern, auf die mein Vater mich ohne Affektation hinleitete, besaß ich auch noch andere, die ich allein las. Ich hatte bald das Vorhandensein von Leihbibliotheken in der Stadt, wo man an die Bewohner der Umgegend Bücher auslieh, entdeckt. Diese Bücher, welche ich mir des Sonntags holte, waren für mich eine unerschöpfliche Quelle von einsamen Genüssen geworden. Ich hatte die Titel dieser Werke im Collegium bei den Unterhaltungen junger, mir an Alter und Kenntnissen vorgeschrittener Leute erwähnen hören, und stellte mir unter dieser Welt von Ideen, Gedichten und Romanen, die uns durch die zweckmäßige Strenge unsrer Studien untersagt waren, ein wahres Eden vor.

Der Augenblick, wo mir dieses Eden geöffnet wurde, wo ich zum ersten Male in eine Leihbibliothek trat, wo ich die Hand nach Belieben nach allen diesen reifen, grünen oder verdorbenen Früchten des Baumes der Erkenntniß ausstrecken konnte, war für mich ein schwindelerregender. Ich glaubte, ich sei in die Schatzkammer des menschlichen Geistes getreten. Aber ach! wie schnell ist dieser echte Schatz erschöpft, und wie viele falsche Steine fielen statt der Wunder, die ich zu finden gehofft, allmählig in meine Hände, entzauberten mich und flößten mir Widerwillen dagegen ein.

Die Frömmigkeit, welche meine Erziehung in mir erweckt, und die Furcht, die keuschen, religiösen Skrupel meiner Mutter zu beleidigen, verhinderten jedoch meine Hände und Augen, sich zu sittenlosen oder verdächtigen Bü-

chern, dem Gifte der Seelen, womit das Ende des letzten Jahrhunderts und der schmutzige Materialismus der Kaiserzeit damals die Bibliotheken überschwemmt hatte, zu verirren. Ich öffnete sie erröthend mit furchtsamer Neugier und schlug sie mit Entsetzen wieder zu.

Der Cynismus ist der Umsturz des Ideals, die Parodie der physischen und moralischen Schönheit, das Verbrechen des Geistes, die Verthierung der Phantasie. Ich konnte keinen Gefallen daran finden. Ich besaß zu vielen Enthusiasmus, um in diesen Kloaken der Intelliganz umherzukriechen. Meine Natur war beflügelt, meine Gefahren kamen von oben, nicht aber von unten.

Ich verschlang jedoch alle Dichtungen und Romane, worin sich die Liebe zur Höhe des Gefühles, zur Pathetik der Leidenschaft, zum Ideale eines ätherischen Kultus aufschwingt. Madame de Staël, Madame Cottin, Madame de Flahaut, Richardson, der Abbé Prevost, die deutschen Romane August Lafontaines, des prosaischen Geßner, des Mittelstandes lieferten mir auf Monate köstliche, ausführliche Scenen für das innere Drama meiner sechzehnjährigen Phantasie. Ich berauschte mich an diesem Opium der Seele, welches den noch leeren Raum der Phantasie der Müssiggänger, Frauen und Kinder mit fabelhaften Phantomen bevölkert. Ich lebte die tausend Leben, die allmählig an mir vorübergingen, glänzten und verschwanden, indem ich die unzähligen Blätter dieser mehr als die Blätter des Mohnes berauschenden Werke umschlug.

Mein wahres Leben lag in meinen Träumen. Meine Liebe personificirte sich in den idealen Gestalten, die sich abwechselnd unter dem Zauberstabe der Schriftsteller erhoben und die Lüfte durchzogen und darin ein Frauenbild, ein graziöses oder melancholisches Gesicht mit schwarzem oder blondem Haar, azurnen oder ebenholzschwarzen Augen und besonders einen melodischen Namen zurückließen. Welche Macht ist diese Schöpfung durch das Wort, welche die Welt der Wesen verdoppelt und allen menschlichen Träumen Leben verliehen hat. Welche Macht ist sie hauptsächlich in dem Alter, wo das Leben selbst noch nichts als ein Traum und der Mensch selbst erst Phantasie ist!

Was mich aber vor Allem anzog, waren die Dichter, welche man uns mit Grund als gefährliche Zauberer, die Abneigung gegen das wahre Leben einflößen, indem sie den Becher der Illusionen mit freigebiger Hand auf die Lippen der Kinder ausgießen, während unsrer strengen Studien untersagt hatte.

Von diesen Dichtern waren diejenigen, welche ich damals am Liebsten durchblätterte, nicht die Alten, deren klassische Werke wir zu jung mit unserm Schweiße und unsern Schülerthränen benetzt hatten. Sie athmeten, wenn ich sie wieder öffnete, einen unbeschreiblichen Duft des Gefängnisses, der Langeweile und des Zwanges aus, welcher mich antrieb, sie wieder zu verschließen, wie der befreite Gefangene, welcher seine Ketten nicht gern wieder anblickt; sondern es waren diejenigen, deren Namen nicht in dem Kata-

loge der Studienbücher verzeichnet stehen, die modernen italienischen, englischen, deutschen und französischen Dichter, deren Fleisch und Blut unser eigenes ist, und die fühlen, denken, lieben und singen, wie wir, die Menschen der neuen Zeit, denken, singen und lieben: Tasso, Dante, Petrarka, Shakespeare, Milton, Chateaubriand, der damals sang wie sie, Ossian besonders, dieser Dichter des Unbestimmten, dieser Nebel der Phantasie, diese undeutliche Klage der nordischen Meere, dieser Schaum der Seeküste, dieser Seufzer des Schattens, diese Anhäufung von Gewölken um die stürmischen Gipfel Schottlands, dieser nordische Dante, der eben so groß, majestätisch und übernatürlich als der florentinische Dante, aber verständiger als er ist, und seinen Gebilden oftmals menschlichere uud herzzerreißendere Klagen entreißt als die der Helden Homers.

VI.

Es war der Augenblick, wo Ossian, der Dichter dieses Geistes der Ruinen uud Schlachten, in Frankreich die Phantasie beherrschte. Baour-Lormian übersetzte ihn in sonoren Versen für die Feldlager des Kaisers. Die Frauen sangen ihn in klagenden Romanzen oder triumphirenden Jubelliedern bei der Abreise, auf dem Grabe oder bei der Heimkehr ihrer Geliebten. Kleine Taschenausgaben drängten sich in alle Bibliotheken ein. Eine davon fiel mir in die Hände.

Ich versenkte mich in diesen Ocean von Schatten, Gluth, Thränen, Gespenstern, Schaum, Schnee, Nebeln, Reif und Bildern, deren Unermeßlichkeit, Dämmerlicht und Traurigkeit so sehr der grandiosen Melancholie einer sechzehnjährigen Seele, die ihre ersten Strahlen auf das Unendliche richtet, entsprach. Ossian, seine Landschaften und Bilder, stand ferner in einem wunderbaren Einklange mit der Natur des fast schottischen Gebirgslandes, der Jahreszeit und der Melancholie der Landschaften, worin ich ihn las.

Es war in den rauhen Tagen des Novembers und Decembers. Die Erde war mit einem Schneemantel bedeckt, aus welchem hier und da schwarze Stämme einzelner Fichten hervorragten, oder nackte Eichenäste herausstanden, auf denen sich krächzende Krähenflüge versammelten. Eisige Nebel hielten auf den Gebüschen den Rauhreif fest. Auf den schneebedeckten Gipfeln des Gebirges schwebten wehende Gewölke, die von seltenen Sonnenlichtern auf Augenblicke durchstrahlt wurden und tiefe Perspectiven von grundlosen Thälern entdecken ließen, worin sich das Auge Meerbusen denken konnte. Es war die natürliche, großartige Scenerie der Gedichte Ossians, welche ich in der Hand hielt. Ich trug sie in meiner Jagdtasche mit in das Gebirge, und las sie, während die Hunde in den Gebirgsschluchten anschlugen, unter einem concaven Felsen sitzend, und verließ das Buch mit den Augen nur, um am Horizonte und zu meinen Füßen dieselben Nebel, Wolken, Eis- und Schneefelder wiederzufinden, welche so eben meine Phantasie im Buche

erblickt hatte. Wie viele Male fühlte ich meine Thränen an den Augenwimpern festfrieren. Ich war zu einem der Söhne des Barden, einem der heroischen, liebeglühenden, klagenden Schatten geworden, die in dem düsteren Gebiete Fingals kämpfen, lieben, weinen oder zur Harfe singen. Ossian ist sicherlich eine von denjenigen Paletten, worauf meine Phantasie die meisten Farben verrieben und die auf den schwachen Skizzen, die ich später gezeichnet, am Meisten von ihrer Färbung zurückgelassen haben. Er ist der Aeschylos unserer finsteren Zeit.

Viele Gelehrte haben behauptet und behaupten noch, daß er nie existirt oder geschrieben habe und seine Gedichte ein Betrug Macphersons seien. Ich könnte eben so gut sagen, daß Salvator Rosa die Natur erfunden habe.

VII.

Es mangelte mir indeß zum vollständigen Verstehen Ossians noch Etwas: der Schatten einer Liebe. Wie war es möglich, ohne Gegenstand anzubeten? wie sich ohne Schmerz zu beklagen? wie ohne Thränen zu weinen?

Meine träumerische Kinderphantasie bedurfte eines Vorwandes. Der Zufall und die Nachbarschaft verfehlten nicht, mir diesen nothwendigen Typus meiner Anbetung und Gesänge zu liefern. Ich würde mir einen aus meinen Träumen, den Wolken oder dem Schnee gebildet haben,

wenn er nicht in meiner unmittelbaren Nähe existirt hätte. Aber er war vorhanden und wäre eines weniger imaginairen und kindischen Kultus als der meinige würdig gewesen.

Mein Vater brachte damals den ganzen Winter auf dem Lande zu. Es gab in der Umgegend Adelige und ehrenwerthe, wohlhabende Bürgerfamilien, die ebenfalls in allen Jahreszeiten ihre Schlösser oder kleinen Landsitze bewohnten. Man vereinigte sich zu ländlichen Mahlen und prunklosen Abendgesellschaften. Bei diesen Zusammenkünften von Nachbarn und Freunden herrschte die nüchternste Einfachheit und die herzlichste Gleichheit. Diese Zusammenkünfte, welche durch die Rückkehr des Winters vervielfältigt worden waren, wurden von alten, durch die Revolution ruinirten großen Herren, noch jungen, gesprächigen, aus der Verbannung zurückgekehrten Emigranten, Pfarrern, Notaren, Aerzten der benachbarten Orte, auf ihre Landsitze zurückgezogenen Familien und reichen Bauern, die durch die Gewohnheit und Nachbarschaft mit dem Bürgerthum und Adel verschmolzen worden waren, besucht.

Während sich die Eltern lange bei Tische unterhielten oder im Saale Schach, Triktrak oder Karte spielten, beschäftigten sich die jungen Leute in einer Ecke des Zimmers mit weniger nachdenkenden Spielen, verbreiteten sich durch die Gärten, machten Schneeballen, nahmen in den Rosengebüschen Rothkehlchen oder Grasmücken aus, oder übten die Rollen kleiner Theaterstücke und Sprichwörter ein, die

sie nach dem Abendessen und Spielen vor ihren Eltern und Freunden aufführen wollten.

Ein junges Mädchen von 19 Jahren wie ich, die einzige Tochter eines wohlhabenden Landmannes unsrer Gebirge, zeichnete sich durch ihren Geist, ihre Kenntnisse und frühzeitigen Talente vor allen diesen Kindern aus. Sie unterschied sich von ihnen jedoch auch noch durch ihre gereiftere Schönheit, die sie träumerischer und zurückhaltender als ihre anderen Gespielinnen zu machen anfing. Ihre Schönheit besaß, ohne von vollkommener Regelmäßigkeit zu sein, das ansteckende Schmachten, welches bewirkt, daß der Blick des Beschauers träumerisch und seine Gedanken ebenfalls schmachtend werden. Veilchenblaue Augen, schwarzes dichtes Haar, ein nachdenkender Mund, der wenig lächelte und sich nur zu kurzen, ernsten, verständigen, ihren Jahren vorgreifenden Worten öffnete, ein Wuchs, in dem sich bereits die graziösen Wellenlinien der Jugend zeigten, ein Blick, der oft beobachtete und sich abwendete, wenn man ihn überraschte, als ob er die Träumereien, deren er voll war, hätte verbergen wollen: dies ist das Portrait dieses jungen Mädchens. Sie schien zu ahnen, daß ihr Leben kurz und bewölkt sein würde, wie die schönen Wintertage, in denen ich sie kennen lernte.

Sie schläft jetzt schon lange unter jenem Schnee, dem wir unsre ersten Fußspuren eindrückten.

Sie hieß Lucy.

VIII.

Sie hatte vor einigen Monaten ein Pariser Kloster verlassen, worin ihr ihre Eltern eine über ihre Bestimmung und ihr Vermögen hinausgehende Erziehung hatten geben lassen. Sie war musikalisch, besaß eine Stimme, die zu Thränen bewegte, tanzte mit einer etwas nonchalanten Vollkommenheit der Attitüde, die aber der Kunst die Freudigkeit und Weichheit der Bewegungen eines Kindes verlieh und sprach zwei fremde Sprachen. Sie hatte von Paris Bücher mitgebracht, mit denen sie in dem einsamen Weiler ihres Vaters ihren Geist zu nähren fortfuhr. Sie wußte die Dichter auswendig und betete gleich mir Ossian an, dessen Bilder sie in den Bergen von Morven an die unsrigen erinnerten. Diese gemeinschaftliche Verehrung desselben Dichters, das gemeinschaftliche Verständniß einer von den Andern unverstandenen Sprache, war bereits eine unwillkürliche Vertraulichkeit zwischen uns. Wir suchten uns stets auf, näherten uns überall, um davon zu sprechen; ehe wir wußten, daß wir für einander eine Anziehungskraft besaßen, trafen wir uns schon in unsern Wolkengebilden, liebten wir uns schon in unserm theuern Dichter.

Oft trennten wir uns bei den Spielen und Spaziergängen von der übrigen Gesellschaft, gingen fast stets in großer Entfernung von ihrer Mutter und meinen Schwestern voraus, wobei wir wenig sprachen und einander nicht

anzublicken wagten, aber von Zeit zu Zeit auf schöne Regenbogen, im Nebel düstere, von einem Dunstmantel überzogene Thäler, aus denen wir eine Klippe oder ein untergegangenes Schiff, die Spitze eines Kirchthurmes oder die verfallenen Thürme eines alten Schlosses hervorragen sahen, oder im Grunde einer Schlucht gefrorene Wasserfälle hindeuteten, über welchen die Kastanienbäume und Eichen ihre schneebeladenen Aeste neigten, wie die Greise von Lochlin über die Harfe der Gewässer.

Wir antworteten uns durch einen Blick stummer Bewunderung und innern Verständnisses, wir gingen oft halbe Stunden lang so neben einander hin, wenn ich sie bis zum Ende des Thales begleitete, wo ihr Vater wohnte, ohne daß man einen andern Laut, als das leichte Knirschen unsrer Schritte auf dem verschneiten Pfade hörte. Wir trennten uns jedoch nie, ohne einen geheimen Seufzer und ohne beide zu erröthen.

Die Familien und Nachbarn lächelten über diese Kinderneigung, welche sie von uns wahrgenommen hatten. Sie fanden dieselbe bei zwei Kindern dieses Alters, die nicht einmal den Namen des Gefühles, welches sie so fortriß, wußten, natürlich und gefahrlos. Weit entfernt, uns diese Vorliebe gegenseitig zu erklären, erklärten wir uns dieselbe nicht einmal selbst.

IX.

Indessen wurde dieses Gefühl bei ihr, wie bei mir täglich leidenschaftlicher. Wenn ich den Abend bei ihr zugebracht und bis zu dem Bergstrome gekommen war, an welchem sich das Haus ihres Vaters auf einem Felsenvorsprung erhob, schien es mir, als ob mir das Herz ausgerissen und mit ihr in jenen dicken Mauern und hinter dem schallenden Thore verschlossen werde. Ich ging mit langsamen Schritten, ohne einem betretenen Wege zu folgen, durch die Gehölze und Wiesen zurück, blickte unablässig zurück, um die Umrisse der hohen Mauern am Horizonte zu sehen und war glücklich, wenn ich auf Augenblicke ein Licht am Fenster des hohen Erkers, welcher auf den Strom hinausging, und wo ich wußte, daß sie vor dem Schlafengehen zu lesen pflegte, schimmern sah.

Ich bewegte mich täglich unter irgend einem Vorwande, mit der Büchse unter dem Arme und dem Hunde hinter mir, nach dieser Seite des Thales. Ich brachte stundenlang damit zu, im Gesichtskreise des alten Weilers umherzustreifen, ohne ein anderes Geräusch zu hören, als das freudige Gebell der Hofhunde, wenn sie mit ihrer jungen Herrin spielten, oder etwas Anderes zu erblicken als den Rauch, welcher sich aus dem Schornstein in den grauen Himmel hinaufwälzte.

Zuweilen nahm ich sie jedoch auch selbst im weißen, kaum um den Hals zugesteckten Kleide wahr, wie sie ihr Fenster der Morgensonne oder dem Mittagswinde öffnete, einen Blumentopf auf das Sims stellte, um die eingeschlossene Pflanze die Luft des Himmels einathmen zu lassen, oder den Käfig ihres Stieglitzes, der zwischen den Stäben heraus ihre Lippen pickte, an einem Nagel aufhing.

Zuweilen blieb sie lange Zeit in das Fenster gelehnt, um dem schäumenden Strome und den ziehenden Wolken nachzublicken, wobei ihr schönes, flatterndes schwarzes Haar von dem winterlichen Winde gegen die Mauer gejagt wurde. Sie ahnte nicht, daß ein befreundeter Blick vom gegenüberliegenden Rande der Schlucht, allen ihren Bewegungen folgte und ein halbgeöffneter Mund in den Düften der Luft die Windeswellen, welche ihre Haare berührt, und deren Parfüm über die Wiesen hinausgetragen hatten, zu erkennen suchte. Am Abende sagte ich ihr schüchtern, daß ich im Laufe des Tages an ihrem Hause vorübergekommen sei, daß sie zu dieser Stunde ihre Blumen begossen, zu einer andern ihren Vogel an die Sonne gehangen, später einen Augenblick an ihrem Fenster geträumt, dann gesungen oder Clavier gespielt, und endlich ihr Fenster wieder geschlossen, und lange Zeit unbeweglich, wie Jemand, welcher lies't, dagesessen habe.

X.

Sie erröthete, wenn sie mich so aufmerksam auf ihre Handlungen sah, und bedachte, daß ein unsichtbares Auge ihre Blicke, Schritte und Bewegungen bis in ihren Thurm, wo sie sich nur von Gott gesehen glaubte, beobachtete, schien aber keine besondere Anbsichtlichkeit und Bedeutung in diese Wachsamkeit meines Gedankens für sie zu legen.

„Und Sie?“ — sagte sie mit einem von scheinbarer Gleichgiltigkeit verhüllten, aber fühlbaren Accente des Antheils: „Was haben Sie heute gethan?“

Ich wagte ihr nie zu erwiedern, ich habe an Sie gedacht. So blieben wir stets in jener köstlichen Unentschiedenheit zweier Herzen, welche fühlen, daß sie einander anbeten, die sich dies aber nie mit den Lippen zu sagen wagen würden, wenn es nicht ihr Schweigen und selbst Erzittern für sie verriethe.

Ossian war unser stummer Vertrauter und Dollmetscher. Sie hatte mir einen Band davon geliehen und ich mußte ihr denselben zurückgeben. Nachdem ich zwischen alle Blätter Marsstengel, schwarze Epheukörner, blaue Blumen gelegt, wie sie dieselben gern in den Hecken oder auf den Levkoienstöcken der Hütten, wenn wir vor dem Eintritte des Winters zusammen spazieren gingen, zu pflücken pflegte; nachdem ich so ihre Gedanken auf mich zu richten versucht

und bewiesen hatte, daß ich selbst an ihren Geschmack dachte, faßte ich den Gedanken, Ossian um ein paar Seiten zu vermehren, und dem Schatten des schottischen Barden das Geständniß meiner hoffnungslosen Liebe zu übertragen. Ich affectirte mir das Buch, ehe ich es ihr zurückstellte, oftmals abverlangen zu lassen und zwanzigmal die Zahl einer Seite anzuführen, welche ich, wie ich ihr sagte, stets von Neuem durchlas, die meine ganze Seele ausdrückte, von den Thränen meiner Bewunderung getränkt war und die ich sie anflehte, ebenfalls zu lesen, aber allein, in ihrem Zimmer des Abends mit Sammlung im Bette, beim Brausen des Windes in den Fichten und dem Brausen des Stromes, wie sie ohne Zweifel Ossian geschrieben hatte.

So glaubte ich ihre Neugier erregt zu haben und hoffte, daß sie das Buch bei der Seite öffnen würde, welche das Gedicht ihrer eigenen Seufzer enthielt.

XI.

Ich habe vor drei Jahren diese ersten Verse in den Papieren des armen Pfarrers von L*** wiedergefunden, der zu jener Zeit an unsern jugendlichen Gesellschaften Theil nahm und dem ich sie abgeschrieben hatte. Welche Liebe fühlt nicht das Bedürfniß eines Vertrauten. Hier sind sie in ihrer ganzen Unerfahrenheit und Schwachheit. Ich bitte für sie Herrn Delormian, den jetzt wie Ossian blinden Dich-

ter, um Verzeihung. Es war ein entferntes Echo Schottlands von einer Kinderstimme im Gebirge seines Vaterlandes wiederholt, eine Palette, aber keine Zeichnung, Wolken, aber keine Farben. Im Strahle der mittägigen Poesie ist für mich später dieser ganze phantastische, nordische Nebel verweht. . . . .

An Lucy L***.

Recitativ.

Meiner Seele Bild ist Morvens Harfe,
Sie hört die Schritte der Todten von Cromla,
Ihre Saiten ertönen von selbst,
Wenn drüber der Schatten der Zukunft streicht.
Schatten der Zukunft, erhebt Euch für mich,
Durchdringet den Dunst, der Euch mir verhüllt,
Fällt nicht ein Stern? Welch Frauengebilde
Setzt stumm den Fuß auf den Himmelskristall?
. . . .

Ist es ein Traumbild, das stirbt, eine Seele, die lebt
Im unfühlbaren Aether, im goldenen Dunst;
Sie gleicht dem weißgewobenen Reife,
Der des Winters am Fenster im Traume schwebt.

Weht ihn nicht an, ihr warmen Winde!
Schmelzt nicht den Schatten, ihr Blitze des Himmels,
Ihr Vögel, verwischt nicht mit euren Füßen
Das Bild der Maid in des Jünglings Traum!
. . . .

Der Glanz der Lampe des Fischers im Nebel
Strahlt nicht so sanft wie ihr ferner Blick;
Das Hirtenfeuer im Heidekraute
Verschmilzt nicht so trüb im Morgenlicht.

. . . .

. . . .

. . . .

. . . .

Unter den Falten des Kinderkleides
Erblickt man kaum den klopfenden Busen,
Wie Knoten unter der Weidenrinde,
Die im Frühjahr am Stamme schwellen.

Gesang.

„Auf den Bergen ist Nacht, die schwere Lawine
Sinkt am Abhang des Thales herab,
Auf dunkelen Pfaden fliegt ihr Staub,
Bei ihrem Geräusch weilt der stählerne Fuß
Des Hirsches vom Hunde im Traume verfolgt.
Er erwartet zur Flucht das Steigen des Mondes.
Am Rande der Schlucht der schwarze Baum
Neigt sich entwurzelt gleich dem Maste,
Welchen die Meereswelle erhebt.
Auf dem nackten Zweige schläft eine Krähe,
Sie erwacht, und in den Wolken tönt ihr Gekrächz.
In ihrem Fluge fallen die Flocken
Des Schneees von ihren beschneiten Flügeln.
Gewölk, von feuchtem Winde gejagt,
Ballt sich am Berge in dunkeln Gestalten,

Wo, wie Schiffe auf schäumendem Meere,
Die blauen Streifen des Himmels wallen.
Der eis'ge Wind Erins jagt auf der Eb'ne,
Verwandelt in Reif des Mundes Athem;
Am See liegt einsam das öde Schiff,
Er ist ein Eisfeld vom Sturme gepflügt.

. . . .
. . . .
. . . .
. . . .

„Unter dem Strohdach, wo brennend der Torf
Zum Himmel emporschickt den weißlichen Rauch,
Ertönt das traurige Heulen des Hundes,
Der einzige Laut des Lebens in diesem Todesschweigen!

. . . .
. . . .

„Wer ist in der Nacht die Jünglingsgestalt,
Oder ist es ein Traumgebilde,
Das am Rand des gefrorenen Sees
Hineilt mit beflügelten Schritten?
Eine Waffe in der Hand den Hügel besteigt,
Dem Reh begegnet, nicht ändert den Weg,
Von der Höhe herab in die tiefe Schlucht
Steigt, wo am Stromesufer der Thurm
Der alten Häuptlinge wankend steht.
Sein schwarzes Windspiel sucht im Gehölze
Und im eisigen Winde hört man den Ton."

Gesang des Jägers.

„Steh auf, steh auf, auf den düstern Hügeln
Reh mit dem Silbergeweih von dem Schatten verfolgt!
O, Mond, gieß aus Dein silbernes Licht
Auf diese Mauern, die der Palast
Der Träume meiner Stirne sind.
Laß im nebligen Strahl Deines keuschen Lichtes
Die Steine vor meinen Augen erglänzen,
Ström' auf das Dach bis in mein Herz,
Ergieß Dich, Gestirn, in fluthender Sehnsucht,
Die Blume in den Mauerspalten ist todt,
Am Thore bebt der Epheu im Nordwind
Wie ein schneeiger Mantel, von dem der Schäfer
Abschüttelt vor der Heimkehr den Reif.
In der dicken Mauer ein Fenster
Oeffnet sich, Mond, mit Deinen Strahlen
Dringt mein Blick in das Zimmer herein.
Ich sehe im Lichte des geräumigen Heerdes
Roth eine flammende Esche brennen."

Der Jäger.

„Neugieriger Stern der Nacht, was siehst Du in dem Saale?"

Der Mond.

„Des stolzen Jägers Hunde schlafen auf den Steinen."

Der Jäger.

„Ich verlange nicht nach den Hunden,
Nach dem Reh und dem Horne der Jagd.

Blicke noch einmal, Gestirn der Nacht,
Blicke hinein und verrathe es mir."

Der Mond.

„Im Säulenschatten spinnt die Amme
Das Vließ der Lämmer am eiligen Rade,
Vom Schlummer sinkt halb ihr Auge zu.
Jetzt sinkt der Kopf ihr auf die Schulter,
Vergessend den Flaum ihrer Spindel.
In die Asche gleitet die Wolle herab."

Der Jäger.

„Was ist mir die Amme mit von der Last
Der Jahre schwer beladenem Finger?
Schaue noch einmal, Gestirn der Nacht,
Blicke hinein und sprich, was Du siehst."

Der Mond.

„Zwischen dem Heerd und der Mauer sitzt
An dem Tisch die weiße Jungfrau;
Auf den Knieen ruht Leinwand und Nadel."

Der Jäger.

„Weile bei ihr, Gestirn der Nacht,
Schaue auf sie und fahre fort."

Der Mond.

„Nachdenkend lehnt sie am Eichentische,
Ihr Blick folgt den flücht'gen Gestalten

Des Schattens und Lichtes auf der Mauer,
Die, wie im azurnen Strome
Mücken, hin und wieder spielen.
Ihre Augen blicken darauf,
Als verkündeten sie ihr Geheimes
Und sie sah, wie den Thurm betrat der Schatten
Ungewiß noch der künftigen Liebe.
Nie noch hat einen Liebenden, den ich
Seinem Lager bei Nacht entriß,
Ein schönrer Traum umschlungen.
Siehst Du den Schleier des schwarzen Haares,
Eifersüchtig auf ihre Schönheit,
Nachtschwarz bis zu den Knieen wallen?“

Der Jäger.

„Weht, Himmelslüfte, hebt mir den Schleier,
Gewölk ihrer Stirn, gieb mir meinen Stern,
Laßt aus Eurem kohlschwarzen Schleier
Mir nur leuchten den weißen Arm,
Ihre schlanke volle Gestalt,
Die weiße Hand, welche stützt ihre Stirn,
Die Lilienwangen, das blaue Auge,
An das der Gedanke wie ein Pfeil mich durchbohrt.
O Tochter der Klippe, Du kennst nicht die Träume,
Die mit dem Blitze Deines Aug's Du erhebst!....
An Deinen langen schmachtenden Wimpern
Hängt mein Herz, wie die Biene am Klee.
Bleibe, o, bleibe geneigt auf den Arm
Zur Freude des Jägers, der Dich sieht.
Weder die Nacht noch der schneidende Frost
Kälten mich hier, denn Deine Augen

Senden mir Gluth, Deine Blicke sind Sonnen,
Und nur von Dir wird mein Herz erhellt.
Denk' ich an Dich, so ist Frühling im Schnee!
O, schlafe und träume, den Kopf auf dem Arme,
Und möchten morgen, wenn Du erwachst,
Doch meine Blicke, an Deiner Mauer
Festgeheftet, Dir sagen können,
Daß ein Gebild Deinen Schlummer bewachte,
Und seinen Namen im Herzen Du suchen."

. . . .

. . . .

Recitativ.

So sang am Fuße des einsamen Thurmes
Der braunlockige Barde im Schimmer der Sterne,
Seine Hunde, vom Froste durchbebt,
Hatten sich längst zum Lager begeben.
Gleich einem Bahrtuch bedeckt ihn der Reif,
Vom Wind erstarrt ihm das Blut in den Adern
Und schon war er dem Tode nahe,
Die Wölfe, eilend auf pfadlosem Weg,
Heulten vor Freude über die Leiche,
Die sie für den Morgen spürten,
Und während er starb an Abgrunds Rande,
Lauschte die Jungfrau erwacht den Geschichten,
Die ihr leise die Amme erzählte,
Oder griff in die Saiten der Harfe,
Oder schlug in das lodernde Feuer,
Las in dem Fluge der Funken ihr Schicksal,
Oder schaute zerstreut auf die Wände,
Wo die Schattengestalten spielten.

(Milly 1805, den 16. December.)

XII.

Ich stellte ihr eines Abends, als wir von einander Abschied nahmen, das durch diese Verse vermehrte Buch zurück. Sie las dieselben ohne Zorn und wahrscheinlich auch ohne Erstaunen. Sie antwortete darauf durch ein ebenfalls Ossianisches kleines Gedicht, welches sie zwischen die Blätter eines andern Buches versteckte. Ihre Verse drückten nur die melancholischen Klagen einer Jungfrau von Morven aus, die das Schiff ihres Bruders nach einem fernen Lande absegeln sieht und am Ufer des heimischen Stromes den Gefährten ihrer Jugend beweint. Ich fand diese Dichtung bewundernswerth und der Meinigen sehr überlegen. Sie war in der That correcter und graziöser. Es waren darin Töne angeschlagen, welche die Rhetorik nicht kennt und die man nur in einem Frauenherzen findet.

So dauerte unsere poetische Correspondenz einige Tage und knüpfte die Vertraulichkeit, welche bereits zwischen unsern Augen bestand, durch diese Geständnisse unsrer Herzen noch enger.

XIII.

Die Stunden, welche wir auf Spaziergängen oder während der Familienferien mit der Betrachtung der alten

Physiognomie unsrer Berge, der schneebeladenen Gespenster, die ihre Leichentücher nachschleppten, ähnlich den Strahlen des Mondes im Gewölke, des Schaums des Wasserfalles, in welchem sich der Regenbogen spiegelt, von dem Ossian spricht, zubrachten, erschienen uns stets zu kurz. Wir sehnten uns danach, diese nächtlichen Schauspiele während uns ausschließlicher angehörender Nächte und im freiern Austausch, als wir es vor Gleichgiltigen wagten, bei der jungen unerschöpflichen Ergießung unsrer Seelen vor den Wundern der mit denen unsrer ersten Entzückungen und unsers ersten Erstaunens im Einklange stehenden Natur zu genießen. Wie schön würden, sagten wir einander oft, die Stunden sein, welche wir in der Einsamkeit und der Stille einer Winternacht damit zubrächten, uns ohne Zeugen und ohne Ende von den geheimsten Regungen unsrer Seele zu unterhalten, wie Fingal, Morin und Malvina auf den Grabhügeln ihrer Voreltern.

Unseren Augen füllten sich bei diesen vorausgenossenen Bildern des poetischen Glücks, welches wir in jenen dem Tage und dem Auge unsrer Eltern verborgenen Gesprächen zu träumen wagten, mit Thränen des Verlangens und des Enthusiasmus. In Folge unserer häufigen Gespräche davon gelangten wir zu einem gleichen Wunsche, diesen Kindertraum zu realisiren, und verabredeten sodann insgeheim, aber unschuldig die Mittel, einander dieses Glück der Phantasie zu gewähren.

Von dem Augenblicke an, wo wir uns verstanden,

war nichts leichter, als für mich, es mit leidenschaftlichem Ungestüm zu fordern, für sie, es ohne Widerstand zu gewähren.

XIV.

Der kleine Thurm, welchen Lucy am äußersten Ende des kleinen Hofes im Schlosse ihres Vaters bewohnte, stand auf einer Terasse, deren wallartig gebaute Mauer auf den untern Theil des kleinen Thals neben dem Strom hinausging. Die Neigung der Mauer war ziemlich sanft, und in den Spalten der alten, durch die Zeit zerbröckelten Steine war Buxbaum, Brombeergesträuch und Moos aufgeschossen, und machte es einem gelenkigen, muthigen Menschen möglich, sich daran festhaltend bis zum Gipfel der Brustwehr zu gelangen und von da in den kleinen Garten zu springen, welcher den schmalen Raum der Terrasse am Fuße des Thurmes einnahm. Ein mit einer Wendeltreppe in Verbindung stehendes Pförtchen ging von dem Garten aus in den Thurm. Diese die Nacht über durch einen Riegel verschlossene Thür konnte sich unter Lucy's Hand öffnen und ihr während des Schlummers ihrer Amme gestatten, sich im Garten zu ergehen. Ich kannte die Mauer, die Terrasse, den Garten, den Thurm, die Treppe. Es handelte sich bei ihr nur um Entschlossenheit genug, herabzukommen, für mich um Kühnheit genug, hinaufzuklimmen. Wir verabredeten uns über

die Nacht, die Stunde und das Signal, welches ich ihr vom gegenüberliegenden Hügel durch Abbrennen des Zündkrautes von meiner Flinte geben würde.

Die größte Verlegenheit für mich war, wie ich unbemerkt des Nachts aus dem Hause meines Vaters kommen solle. Die dicke Thür, welche von dem Hausgange auf die Freitreppe führte, öffnete sich nur mit einem, von dem ungeheuern verrosteten Schlosse, den Vorlegestangen und Riegeln hervorgebrachten Gequitsch, welches meinen Vater nothwendigerweise aufwecken mußte.

Ich schlief in einem hohen Zimmer des ersten Stockes. Ich konnte mich an einem Bettuche herunterlassen und von dessen Ende aus in den Garten springen, aber nicht wieder heraufsteigen. Glücklicher Weise zog mich eine von den Maurern, die einige Tage am Keller-Gebäude gearbeitet hatten, vergessene Leiter aus der Verlegenheit. Ich lehnte sie am Abende an die Wand meines Zimmers und wartete ungeduldig, bis die Uhr die eilfte Stunde geschlagen und sich jedes Geräusch im Hause gelegt hatte. Ich öffnete leise das Fenster und stieg, mein Gewehr in der Hand, in die Haselnußallee herab.

Kaum hatte ich aber einige geräuschlose Schritte auf dem Schnee gemacht, als die Leiter geräuschvoll von der Mauer abglitt und in den Garten fiel. Ein großer Fanghund, der am Fußende meines Bettes schlief, hatte mich

zum Fenster heraussteigen gesehen, war mir nachgeeilt, hatte seine Pfoten in den Sprossen verwickelt und durch sein Gewicht die Leiter auf die Erde geworfen. Kaum unter dieser hervorgekommen, stürzte der Hund auf mich zu und bedeckte mich mit Liebkosungen. Zum ersten Male in meinem Leben stieß ich ihn rauh zurück. Ich stellte mich, als ob ich ihn schlagen wolle, um ihm die Lust zu benehmen, mir weiter zu folgen. Er legte sich zu meinen Füßen nieder und sah mich die Mauer, welche den Garten von dem Weinberge trennte, übersteigen, ohne eine Bewegung zu machen.

XV.

Ich glitt durch die Felder, Gehölze und Wiesen, ohne einem Menschen zu begegnen, bis zu dem Lucy's Hause gegenüberliegenden Rande der Schlucht. Ich brannte mein Signal ab und ein schwaches, einen Augenblick aufflammendes und schnell wieder verlöschendes Licht antwortete mir vom Thurmfenster aus.

Ich stellte mein Gewehr an den Fuß der Mauer, erkletterte den Wall und sprang auf die Terrasse. In demselben Augenblicke öffnete sich die Pforte des Thurmes. Lucy trat über die letzte Stufe herab und schritt mit mög-

lichst leisem Gange auf die Allee zu, wo ich sie im Schatten erwartete. Der Mond erhellte mit seinen kalten aber blendenden Strahlen den übrigen Theil der Terasse, die Mauern und Fenster des Thurmes und die Abhänge des Thales.

Wir hatten endlich den höchsten Wunsch unsrer Träume erreicht. Unsre Herzen klopften. Wir wagten weder uns zu betrachten noch zu sprechen. Ich reinigte indeß mit der Hand eine mit gefrornem Schnee bedeckte Steinbank, breitete meinen Mantel, den ich unter dem Arme gefaltet trug, darauf aus und wir setzten uns etwas von einander entfernt nieder. Keines von uns wollte das Schweigen brechen. Wir blickten bald auf unsre Füße, bald nach dem Thurm, bald zum Himmel auf. Endlich erkühnte ich mich, ihr zu sagen: „O Lucy, wie malerisch erglänzt hier der Mond in dem Eise des Stromes und dem Schnee des Thales! Welches Glück, ihn mit Ihnen betrachten zu können!“

„Ja,“ erwiderte sie; „Alles verschönert sich, wenn ein Freund unsere Bewunderung für die Landschaft theilt.“

Sie wollte weiter sprechen, als ein großer schwarzer Körper wie eine Kanonenkugel über die Brustwehr flog, sich in der Allee überstürzte und in zwei bis drei Sprüngen freudig bellend auf uns zusetzte.

Es war mein Hund, der mir von weitem gefolgt war

und als er mich nicht zurückkommen sah, meiner Spur nach und wie ich die Mauer der Terrasse erklettert hatte. Sein Gebell und seine Sprünge im Garten wurden von den Hofhunden durch ein langes Geheul beantwortet und wir nahmen im Innern des Hauses das Licht einer Lampe wahr, welche sich von Fenster zu Fenster dem Thurme näherte. Wir erhoben uns, Lucy stürzte auf die Thür ihrer Treppe zu, deren Riegel ich sie eiligst vorschieben hörte; ich ließ mich bis zum Fuße der Mauer auf die Wiese herabgleiten und mein Hund folgte mir.

Ich versenkte mich mit großen Schritten in die düstern Schlünde des Gebirges, indem ich die unwillkommene Treue des armen Thieres verwünschte und kam von Kälte erstarrt, wieder unter meinem Kammerfenster an. Ich lehnte die Leiter wieder an und legte mich mit der Morgendämmerung ohne anderes Andenken an diese erste Nacht ossianischer Poesie, als nasse Füße, erstarrte Glieder, ein durch meine Schüchternheit bei der reizenden Lucy etwas gedemüthigtes Gewissen und einen sehr mäßigen Groll gegen meinen Hund, der eine Zusammenkunft, über die wir bereits eher verlegen als froh waren, zur rechten Zeit unterbrochen hatte, nieder.

XVI.

So endigte sich diese imaginaire Liebe, welche unsre Eltern etwas zu beunruhigen anfing. Man hatte meinen nächtlichen Ausgang bemerkt und beeilte sich, mich fortzuschaffen, ehe diese Kinderei ernster wurde. Wir schwuren bei allen Gestirnen der Nacht, bei allen Wellen des Stromes und bei allen Bäumen des Thales, einander ewig zu lieben. Diese Schwüre des Winters schmolzen zugleich mit seinem Schnee. Ich reis'te ab, um meine Erziehung in Paris und andern großen Städten zu beendigen. Lucy verheirathete sich während meiner Abwesenheit, wurde eine vortreffliche Frau, machte ihren Gatten, den sie liebte, glücklich und starb jung in einem eben so alltäglichen Geschick als ihre ersten Träume poetisch gewesen waren.

Ich sehe zuweilen ihren trüben, durchsichtigen Schatten auf der kleinen Terasse des Thurmes von **** wieder, wenn ich des Winters im Grunde des Thales vorüber komme und der Nordwind die Mähne meines Pferdes peitscht oder die Hunde in dem verlassenen Hofe heulen.

XVII.

Ich habe über die drei Jahre meines Lebens, welche ich weit vom väterlichen Hause in allen Leichtfertigkeiten,

Zerstreuungen und Ausschweifungen einer thatlosen Jugend zubrachte, Jahre, die dem vorgerückten Alter nur Demüthigung und Bedauern zurücklassen und deren Andenken man von sich weis't, wie einen bittern Geschmack, den man gern vergessen möchte, nichts niedergeschrieben.

Vielleicht werde ich sie dereinst beschreiben, wie man die Stelle des Weges, wo ein Reisender gefallen ist, mit einem Kreuze bezeichnet, um Diejenigen, welche nach ihm kommen, zu warnen.

Siebentes Buch.

I.

Graziella.

Als ich achtzehn Jahre alt war, vertraute mich meine Familie der Aufsicht einer meiner Verwandten an, die von Geschäften nach Toskana gerufen wurde, wohin sie sich in Gesellschaft ihres Gatten begab. Es war ein Vorwand, um mich auf Reisen zu schicken und dem gefährlichen Müssiggange des väterlichen Hauses und der Provinzialstädte zu entreißen, wo sich die ersten Gefühle der Seele aus Mangel an Thätigkeit verderben. Ich reis'te mit dem Enthusiasmus eines Kindes ab, welches den Vorhang der herrlichsten Schauspiele der Natur und des Lebens aufgehen sehen sollte.

Die Alpen, deren ewigen Schnee ich seit meiner Kindheit am äußersten Horizont von der Höhe des Hügels hinter Milly aus erblickt hatte; das Meer, von dem die Reisenden und Dichter meinen Geist schon mit so vielen herrlichen

Bildern versehen hatten; der italienische Himmel, dessen Wärme und Heiterkeit ich gewissermaßen schon aus Goethe's Versen und der Corinna eingeathmet hatte:

„Kennst du das Land, wo die Citronen blüh'n?"

die noch stehenden Monumente des römischen Alterthums, womit meine noch frisch in meinem Gedächtnisse schwebenden Studien meine Gedanken erfüllt hatten; endlich die Freiheit, die Entfernung, welche Allem einen gewissen Zauber verleiht; die Abenteuer, die sicheren Vorfälle langer Reisen, welche die junge Phantasie voraussieht, nach Gefallen combinirt und im Voraus genießt, die Veränderung der Sprache, der Gesichter und Sitten, welche den Verstand in eine neue Welt einzuführen scheint; — alles Dies konnte seinen Zauber auf meinen Geist nicht verfehlen. Ich lebte während der langen Tage der Erwartung, die der Abreise vorausgingen, in einer beständigen Trunkenheit. Dieses täglich durch die Herrlichkeit der Natur in Savoyen, der Schweiz, auf dem Genfer See, auf den Gletschern des Simplon, am Comer-See, in Mailand und Florenz erneuerte Entzücken fiel erst bei meiner Rückkehr zwei Jahre später.

Da die Geschäfte, welche meine Reisegefährtin nach Livorno geführt hatten, sich auf unbestimmte Zeit verlängerten, so hatte man vor, mich nach Frankreich zurückzuschicken, ehe ich Rom und Neapel gesehen hatte. Dies hieß, mir meinen Traum in dem Augenblicke entreißen, wo er sich mir verkörpern sollte. Ich lehnte mich innerlich gegen eine solche Idee auf, schrieb meinem Vater um die Erlaub-

niß, allein meine Reise in Italien fortzusetzen und entschloß mich, ohne die Antwort, welche ich nicht günstig zu hoffen wagte, abzuwarten, dem Ungehorsam durch die That vorzubeugen. „Wenn das Verbot ankommt,“ sagte ich mir, „so wird es zu spät sein. Man wird mich tadeln, aber mir verzeihen, und ich werde gesehen haben, was ich wollte.“ Ich ließ meine Finanzen die Musterung passiren und fand sie sehr beschränkt; berechnete aber, daß ein Verwandter meiner Mutter in Neapel lebe und mir eine kleine Summe zur Rückreise gewiß nicht versagen werde.

Ich reis'te also eines schönen Abends mit dem römischen Courier von Livorno ab.

In Rom verbrachte ich den Winter allein in einem kleinen Zimmer einer düstern Straße, die sich auf den spanischen Platz mündet, bei einem römischen Maler, an dessen Tische ich auch die Kost nahm. Mein Gesicht, meine Jugend, mein Enthusiasmus, meine Einsamkeit in einem mir unbekannten Lande hatte einem meiner Reisegefährten auf dem Wege von Florenz nach Rom Antheil für mich eingeflößt. Wir hatten uns schnell durch Freundschaftsbande mit einander verknüpft. Es war ein schöner junger Mann von fast meinem Alter; er schien der Sohn oder Neffe des berühmten Sängers D a v i d, damals des ersten Tenors in Italien, zu sein. David reis'te ebenfalls mit uns, er war ein Mann von schon vorgerücktem Alter. Er ging nach Neapel, um dort zum letzten Male auf dem St. Carlo-Theater zu singen.

David behandelte mich wie ein Vater, und sein junger Gefährte überhäufte mich mit Gefälligkeiten und Freundschaftsbeweisen. Ich erwiderte diese Zuvorkommenheiten mit der Hingebung und Naivetät meines Alters. Ehe wir in Rom ankamen, war ich schon von dem schönen Reisenden unzertrennlich. Die Reise von Florenz nach Rom dauerte in jener Zeit nicht weniger als drei Tage. In den Gasthäusern diente mir mein neuer Freund zum Dollmetscher, bei Tafel bediente er mich zuerst, im Wagen bewahrte er mir neben sich den besten Platz, und wenn ich einschlief, so konnte ich sicher sein, daß seine Schulter mir zum Kopfkissen dienen würde.

Wenn ich auf den langen Hügelabhängen Toskana's oder des Sabinerlandes aus dem Wagen stieg, so begleitete er mich, machte mich mit dem Lande bekannt, nannte mir die Städte, wies mich auf die Baudenkmale hin und pflückte selbst schöne Blumen und kaufte an der Straße schöne Feigen und Weintrauben, womit er mir die Hände und den Hut anfüllte. David schien die Zuneigung seines Reisegefährten für den jungen Fremdling mit Vergnügen zu sehen; sie lächelten zuweilen, wenn sie mich betrachteten, mit der Miene des Einverständnisses, der Schlauheit und der Güte.

Nach Einbruch der Nacht in Rom angekommen, verstand es sich von selbst, daß ich mit ihnen im gleichen Gasthofe abstieg. Man führte mich auf mein Zimmer und ich erwachte nicht früher, als bis mein junger Freund an die Thür klopfte und mich zum Frühstück einlud. Ich kleidete

mich eiligst an und stieg in den Saal hinab, wo die Reisenden versammelt waren. Ich wollte meinem Reisegefährten die Hand drücken und suchte ihn umsonst mit den Augen unter den Tischgenossen, als ein allgemeines Gelächter ausbrach. Statt des Sohnes oder Neffens Davids erblickte ich an seiner Seite ein reizendes, elegant gekleidetes junges römisches Mädchen, deren schwarzes, geflochtenes Haar am Hinterkopfe durch zwei lange goldene Nadeln mit Perlenknöpfen, wie sie noch jetzt die Landmädchen von Tivoli tragen, befestigt war. Es war mein Freund, der nach seiner Ankunft in Rom seine Kleidung und sein Geschlecht wieder angenommen hatte.

Ich hätte es aus der Sanftheit seines Blicks und seinem graziösen Lächeln errathen müssen, aber keinen Verdacht geschöpft. „Das Kleid verändert das Herz nicht," sagte die schöne Römerin erröthend; „nur werden Sie nicht mehr auf meiner Schulter schlafen, und anstatt von mir Blumen zu erhalten, mir deren geben. Dieses Abenteuer wird Sie lehren, sich später nicht zu sehr auf die Freundschaft zu verlassen, welche man für Sie zu hegen scheinen wird, und die recht wohl etwas Anderes sein kann."

Das junge Mädchen war eine Sängerin und Lieblingsschülerin Davids. Der alte Sänger führte sie überall mit sich herum und kleidete sie als Mann, um auf dem Wege übelwollenden Bemerkungen zu entgehen. Er behandelte sie mehr als Vater wie als Geliebter, und war keineswegs

auf die süße, unschuldige Vertraulichkeit, welche er zwischen uns hatte entstehen lassen, eifersüchtig.

II.

David und seine Schülerin brachten einige Wochen in Rom zu. Am Tage nach ihrer Ankunft legte sie ihre Männerkleider wieder an und führte mich zuerst in die St. Peterskirche, sodann nach dem Coliseum, nach Frascati, Tivoli und Albano, wodurch ich die ermüdenden Erzählungen der bezahlten Führer vermied, die den Reisenden die Leiche Rom's seciren, und indem sie ihre einförmige Litanei von Namen und Jahreszahlen zwischen die Eindrücke der Gegenstände werfen, den Gedanken damit quälen und das Gefühl des Schönen in die Flucht schlagen.

Camilla war keine Gelehrte, kannte aber, in Rom geboren, instinktmäßig die schönen Landschaften und großartigen Schauspiele, welche ihr in ihrer Jugend aufgefallen waren.

Sie führte mich, ohne daran zu denken, zu den besten Stunden an die besten Orte zur Betrachtung der Ueberreste der alten Stadt. Des Morgens gingen wir unter die hochgewölbten Fichten des Monte Pincio, des Abends in den Schatten der Colonnaden von St. Peter; beim Mondschein in den stummen Kreis des Coliseums, an schönen Herbsttagen nach Albano, Frascati und nach dem von dem

Geräusch der Wasserfälle von Tivoli widerhallenden und von deren Dunste feuchten Sibyllen-Tempel. Sie war unter diesen Ueberresten der Zeit und des Todes munter und muthwillig wie eine Statue der ewigen Jugend. Sie tanzte auf dem Grabe der Cäcilia Metella und ließ, während ich auf einem Steine sitzend träumte, die düstern Gewölbe im Palaste Diocletians von ihrer Stimme widerhallen.

Des Abends kehrten wir im von Blumen und Statuentrümmern gefüllten Wagen nach Rom zu dem alten David zurück, welcher von seinen Geschäften in der Stadt zurückgehalten wurde und uns in seine Loge im Theater führte, um hier den Tag zu beendigen. Die Cantatrize, welche einige Jahre älter war als ich, bewies mir keine anderen Gefühle als die einer zärtlichen Freundschaft. Ich war zu schüchtern, um ihr meinerseits andere zu zeigen, die ich trotz meiner Jugend und ihrer Schönheit auch nicht fühlte. Ihre männliche Kleidung und Vertraulichkeit, ihre männliche Tenorstimme und die Freiheit ihrer Manieren machten einen solchen Eindruck auf mich, daß ich in ihr nur einen schönen jungen Mann, einen Gefährten und Freund erblickte.

III.

Nachdem Camilla abgereis't war, stand ich vollkommen allein in Rom, ohne irgend einen Empfehlungsbrief oder

andere Bekanntschaften, als die mit den Landschaften, Monumenten und Ruinen, welche mir Camilla mitgetheilt hatte.

Der alte Maler, bei dem ich wohnte, verließ sein Atelier nur, um des Sonntags mit seiner Frau und seiner Tochter, einer jungen 16jährigen Person, die eben so fleißig als er war, zur Messe zu gehen. Ihr Haus war eine Art von Kloster, worin die Arbeit des Künstlers nur durch die frugalen Mahlzeiten und das Gebet unterbrochen wurde.

Des Abends, wenn die letzten Strahlen der Sonne aus den Fenstern des hochgelegenen Zimmers des armen Malers verschwunden waren und die Glocke der benachbarten Klöster das Ave Maria, den harmonischen Abschiedsgruß des Tages in Italien, einläuteten, bestand die einzige Erholung der Familie darin, den Rosenkranz abzubeten und mit halber Stimme Litaneien abzusingen, bis die vom Schlummer geschwächten Stimmen in einem unbestimmten eintönigen Murmeln, wie das der Wellen an einer Küste, wo der Wind mit der Nacht herabsinkt, erloschen.

Ich liebte dieses ruhige fromme Abendschauspiel, womit sich das Tagewerk schloß, diese Hymne dreier Seelen, die sich zum Himmel erhoben, um von den Tagesmühen auszuruhen. Es erinnerte mich an das väterliche Haus, wo unsre Mutter uns ebenfalls des Abends beim letzten Schimmer des Tages bald in unserm Zimmer, bald in den sandbestreuten Gängen des kleinen Gartens von Milly zum Gebete vereinigte. Ich fühlte, als ich so die gleichen Gewohnheiten, Handlungen und dieselbe Religion wiederfand, fast, als

ob ich zu dieser mir vor wenig Tagen noch unbekannten Familie gehörte. Ich habe nie ein gesammelteres, einsameres, thätigeres und frömmeres Leben gesehen, als das im Hause des römischen Malers.

Der Maler hatte einen Bruder, der indeß nicht bei ihm wohnte. Er lehrte die vornehmen Fremden, welche den Winter in Rom zubrachten, die italienische Sprache. Er war mehr als Sprachlehrer, er war ein römischer Gelehrter ersten Ranges. Noch jung, von schöner Gestalt und antikem Charakter, hatte er bei den Revolutionsversuchen, welche die römischen Republikaner gemacht hatten, um die Freiheit in ihrem Vaterlande wieder zu erwecken, eine glänzende Rolle gespielt. Er war einer der Volkstribunen, der Rienzi seiner Zeit; er hatte in der kurzen, von den Franzosen angeregten, von Mack und den Neapolitanern erstickten Auferstehung des alten Roms eine der ersten Rollen gespielt, auf dem Capitol zum Volke geredet, die Fahne der Unabhängigkeit aufgesteckt und eine der ersten Stellen der Republik eingenommen. Im Augenblicke der Reaktion verfolgt und eingekerkert, hatte er seine Freiheit nur der Ankunft der Franzosen verdankt, die die Republikaner retteten, aber die Republik vernichteten.

Dieser Römer betete das revolutionaire und philosophische Frankreich an, verabscheute aber den Kaiser und das Kaiserthum. Bonaparte war für ihn, wie für alle liberalen Italiener, der Cäsar der Freiheit. Ich hegte, trotz meiner Jugend, dieselben Gefühle. Diese Gleichheit des Hasses und

der stummen Verschwörung gegen Bonaparte gab sich bald zwischen uns kund. Als er sah, von welchem zugleich jugendlichen und antiken Enthusiasmus ich bei den Worten der Freiheit erbebte, wenn wir zusammen die glühenden Verse des Dichters Monti oder die republikanischen Scenen Alfieris lasen, fand er, daß er sich mir entdecken könne und ich wurde weniger sein Schüler als sein Freund.

IV.

Der Beweis, daß die Freiheit das göttliche Ideal des Menschen ist, liegt darin, daß sie den ersten Traum der Jugend bildet und erst dann in unsrer Seele verbleicht, wenn das Herz verwelkt und der Geist sich entwürdigt oder entmuthigt. Es giebt keine zwanzigjährige Seele, die nicht republikanisch, kein abgenutztes Herz, welches nicht servil wäre.

Wie oft setzte sich nicht mein Lehrer mit mir auf den Hügel der Villa Pamphili nieder, von wo aus man Rom, seine Kuppeln, Ruinen, seinen Tiber, der schmutzig, schweigend und schaamvoll unter den zerfallenen Bogen des Ponte rotto hinkriecht, erblickt und das klagende Murmeln seiner Springbrunnen, und die fast stummen Schritte seines schweigend durch die verlassenen Straßen hinwandelnden Volkes hört! —

Wie viele Mal vergossen wir nicht bittere Thränen über das Loos der jeder Tyrannei hingegebenen Welt, wo die Philosophie und Freiheit in Frankreich und Italien nur auf einen Augenblick wiedergeboren zu werden geschienen hatte, um überall besudelt, verrathen oder bedrückt zu werden? Wie viele leise Verwünschungen tönten nicht aus unsern Herzen gegen den Tyrannen des menschlichen Geistes, den gekrönten Soldaten, der sich nur in die Revolution getaucht hatte, um aus ihr selbst die Kraft zu ihrer Zerstörung zu schöpfen und die Völker von Neuem allen Vorurtheilen und jeder Knechtschaft wieder zu unterwerfen!

Von jener Zeit her datirt sich bei mir die Liebe zur Befreiung des menschlichen Geistes und der intellectuelle Haß gegen den Heroen des Jahrhunderts — der Haß des Gefühles und Gedankens, welcher trotz der elenden Schmeichler seines Andenkens durch die Reflexion und Zeit nur gerechtfertigt wird, mit dem ich es mir zum Ruhme schätze, gelebt zu haben und womit ich zu sterben hoffe!

V.

Unter der Herrschaft dieser Eindrücke studierte ich Rom, seine Geschichte und Monumente. Ich ging des Morgens allein aus, ehe die Bewegung der Stadt den Gedanken des Beschauenden zerstreuen konnte. Ich trug die Dichter,

Geschichtsschreiber und Localbeschreiber Roms unter dem Arme, setzte mich oder irrte in den verlassenen Ruinen des Forums, Coliseums und der Campagna umher. Ich betrachtete, las und dachte abwechslungsweise. Ich machte mir Rom zum ernsthaften, thätigen Studium. Dies war mein bester Lehrkurs der Geschichte. Das Alterthum wurde statt zu einem Grunde zur Langeweile bei mir zu einem Gefühle. Ich folgte bei diesem Studium keinem anderen Plane als meiner Neigung. Ich überließ es dem Zufalle, wohin mich meine Schritte tragen würden, begab mich aus dem antiken Rom nach dem modernen, vom Pantheon nach dem Palaste Leo X., vom Hause des Horaz in Tibur nach dem Hause Raphaels. Dichter, Maler, Geschichtsschreiber, große Männer, Alles ging verwirrt an mir vorüber. Ich hielt mich nur bei denen, welche mich gerade am Meisten interessirten, einen Augenblick auf.

Gegen eilf Uhr kehrte ich nach meiner kleinen Zelle im Hause des Malers zurück, um zu frühstücken. Ich verzehrte an meinem Arbeitstische während des Lesens ein Stück Brot und Käse und trank eine Tasse Milch. Sodann arbeitete ich, machte Anmerkungen und schrieb bis zur Speisestunde. Die Frau und Tochter meines Wirthes bereiteten uns das Mahl mit eigenen Händen. Nach diesem verließ ich das Haus wieder zu anderen Spaziergängen und kehrte erst nach Einbruch der Nacht zurück. Einige in Gesprächen mit der Familie des Malers zugebrachte Stunden und eine bis tief in die Nacht fortgesetzte Lectüre beendigten mein friedliches

Tagewerk. Ich fühlte kein Verlangen nach Gesellschaft und fand selbst Genuß an meiner Einsamkeit. Rom und meine Seele waren für mich hinreichend.

So verbrachte ich einen langen Winter, vom October bis zum nächsten April, ohne einen Tag der Ermüdung oder langen Weile. Im Gedanken an diese Eindrücke schrieb ich zehn Jahre später meine Verse über Tibur*).

VI.

Wenn ich jetzt in meinem Gedächtniß nach römischen Eindrücken suche, so finde ich darunter nur zwei, die alle übrigen verwischen oder wenigstens beherrschen: das Coliseum, das Werk des römischen Volkes, St. Peter, das Meisterstück des Katholicismus. Das Coliseum ist die gigantische Spur eines übermenschlichen Volkes, welches für seinen Stolz und seine grausamen Vergnügungen Monumente, die eine ganze Nation fassen konnten, errichtete; es ist ein Monument, welches in Bezug auf Größe sowohl wie auf Dauer selbst mit den Werken der Natur rivalisirt. Das Coliseum wird noch stehen, wenn der Tiber vielleicht schon lange in seinen schlammigen Ufern versiecht ist.

Die St. Peterskirche ist das Werk eines Gedankens, einer Religion, der ganzen Menschheit in einem Zeitraume

*) Siehe die **Méditations**.

der Weltgeschichte! Sie ist nicht mehr ein zur Aufnahme eines schlechten Volkes bestimmtes Gebäude, sie ist ein Tempel, der die Bestimmung hat, die ganze Philosophie, alle Gebete, die ganze Größe, den ganzen Gedanken des Menschen zu fassen. Die Mauern scheinen sich nicht mehr zu den Verhältnissen eines Volkes, sondern zu denen Gottes zu erheben und zu erhöhen. Michel Angelo ist der Einzige gewesen, der den Katholicismus begriffen und ihm in der St. Peterskirche seinen herrlichsten und vollkommensten Ausdruck verliehen hat. St. Peter ist in Wahrheit die steinerne Apotheose, die monumentale Verklärung der christlichen Religion.

Die Baumeister der gothischen Münster waren erhabene Barbaren. Michel Angelo allein war in seiner Auffassung ein Philosoph; die St. Peterskirche ist das philosophische Christenthum, aus welchem der göttliche Baumeister den Aberglauben und die Finsterniß vertreibt und in welches er den Raum, die Schönheit, die Symmetrie und das Licht in unversiegbaren Strömen eindrinchen läßt. Die unvergleichliche Schönheit der römischen St. Peterskirche liegt darin, daß sie ein Tempel ist, welcher für alle Religionen dienen könnte, ein deistischer Tempel, wenn ich dieses Wort auf Steine anzuwenden wagen darf. Er scheint nur die Bestimmung zu haben, die Idee Gottes mit ihrem vollen Glanze zu bekleiden.

Wenn auch das Christenthum unterginge, würde die St. Peterskirche doch der universelle, ewige, rationelle Tempel der Religion bleiben, welche der Christus-Anbetung

folgte, vorausgesetzt, daß diese Religion der Menschheit und Gottes würdig wäre. Sie ist der abstracteste Tempel, welchen je das menschliche Genie von einer göttlichen Idee begeistert auf Erden errichtet hat. Wenn man hineintritt, so weiß man nicht, ob man in einen antiken oder modernen Tempel kommt. Das Auge wird von keinem Detail geblendet, der Gedanke von keinem Symbole zerstreut, die Bekenner aller Religionen treten mit gleicher Ehrfurcht herein; man fühlt, daß es ein Tempel ist, welcher nur von der Idee Gottes bewohnt werden kann und den keine andere Idee auszufüllen vermöchte.

Wechselt den Priester, nehmt den Altar hinweg, die Gemälde ab, räumt die Statuen fort, so ist im Ganzen doch nichts verändert. Die Peterskirche bleibt stets das Haus Gottes oder sie ist vielmehr an sich selbst ein großartiges Symbol des ewigen Christenthums, welches in seiner Moral und Frömmigkeit den Keim der allmähligen Entwickelung des religiösen Gedankens aller Jahrhunderte und Menschen trägt, sich in dem Maaße der Vernunft öffnet, wie sie Gott leuchten läßt, mit Gott im Lichte spricht und sich zu den Proportionen des menschlichen Geistes erweitert und erhebt, welcher ohne Unterlaß wachsend und alle Völker in der Einigkeit einer immer vernunftgemäßer werdenden Anbetung zusammenfassend aus allen göttlichen Formen einen einzigen Gott, aus allen Glaubensbekenntnissen eine einzige Religion und aus allen Menschen eine einzige Menschheit macht.

Michel Angelo ist der Moses des monumentalen Katholicismus, wie man ihn dereinst begreifen wird. Er hat die unvergängliche Arche der Zukunft, das Pantheon der vergöttlichten Vernunft errichtet.

VII.

Nachdem ich endlich von Rom gesättigt war, wollte ich auch Neapel sehen. Was mich dorthin zog, war hauptsächlich das Grab Virgil's und die Wiege Tasso's. Die Länder sind für mich stets in Menschen verkörpert gewesen. Neapel ist Virgil und Tasso. Es schien mir, als ob sie erst gestern gelebt hätten und ihre Asche noch warm sei. Ich erblickte im Voraus den Pausilippo und Sorrent, den Vesuv und das Meer durch die Atmosphäre ihrer schönen zarten Geister.

Ich reis'te in den letzten Tagen des März nach Neapel ab, und bediente mich dazu der Extrapost in Gesellschaft eines französischen Kaufmanns, der einen Reisegefährten auf gemeinschaftliche Kosten gesucht hatte. In einiger Entfernung von Veletri sahen wir den Wagen des Couriers von Rom nach Neapel am Rande des Weges umgestürzt und von Kugeln durchlöchert. Der Courier, ein Postillon und zwei Pferde waren getödtet worden. Man hatte die Leichen der Menschen in eine benachbarte Hütte gebracht. Der Wind spielte mit den zerrissenen Depeschen und zerfetzten

Briefen. Die Räuber hatten den Weg nach den Abruzzen eingeschlagen; sie wurden von französischer Cavallerie und Infanterie-Detachements, deren Corps in Terracina einquartiert waren, in die Gebirgsschluchten verfolgt. Man hörte das Feuer der Tirailleurs und sah auf dem ganzen Abhange der nächsten Berge kleine weiße Rauchwolken von Flintenschüssen aufsteigen.

Von Zeit zu Zeit trafen wir auch am Wege aufgestellte französische und neapolitanische Wachtposten. Auf diese Weise trat man damals in das Königreich Neapel ein.

Dieser Räuber-Anfall trug einen politischen Character. Murat saß auf dem Throne, aber die Calabresen leisteten noch Widerstand und König Ferdinand, der sich nach Sicilien zurückgezogen hatte, unterhielt mit seinen Subsidien die Chefs der Guerillas im Gebirge. Der berüchtigte Fra Diavolo stand an der Spitze dieser Banden. Ihre Thaten bestanden nur im Rauben und Morden. Erst in der Nähe von Neapel fanden wir wieder Ordnung und Sicherheit.

Ich kam am ersten April an und einige Tage später ein junger Mann meines Alters, mit dem ich im Collegium eine wahrhaft brüderliche Freundschaft geschlossen hatte. Er hieß Aymon de Virieu. Sein Leben ist mit dem meinigen von seiner Kindheit bis zu seinem Tode so verwebt gewesen, daß jede unsrer Existenzen gewissermaßen einen Theil der andern bildete und ich fast überall, wo ich meiner zu erwähnen hatte, von ihm gesprochen habe.

. . . .

VIII.

Nach der ersten Erzählung meiner neapolitanischen Eindrücke finde ich in meinen Erinnerungen das folgende Fragment. Es ist allein schon der wahrhafteste und naivste Commentar dieser Harmonie.

Episode.

1.

Ich führte in Neapel fast dasselbe beschauliche Leben wie in Rom bei dem alten Maler am Spanischen Platze, nur daß ich meine Tage statt mit Herumstreifen unter den Trümmern des Alterthums, mit Umherirren an der Küste oder auf den Wällen des Meerbusens von Neapel zubrachte. Des Abends kehrte ich nach dem alten Kloster zurück, worin ich, Dank der Gastfreundschaft des Verwandten meiner Mutter, eine kleine Zelle bewohnte, die dicht unter dem Dache lag und deren mit Blumentöpfen und Schlingpflanzen bedeckter Balkon auf das Meer, den Vesuv, Castellamare und Sorrent hinausging.

Wenn des Morgens die Luft rein war, sah ich das weiße Haus Tasso's wie ein Schwanennest auf dem Gipfel eines gelben, von den Wellen zerklüfteten Felsens über dem

Meere schweben. Ich war von diesem Anblicke bezaubert. Der Widerschein dieses Hauses erglänzte bis in den Grund meiner Seele. Es glich einem Blitze des Ruhms, welcher von weitem in meine Jugend und Unbekanntheit herein leuchtete. Ich erinnerte mich der homerischen Scene im Leben dieses großen Mannes, wo er aus dem Gefängnisse kommend, vom Neide der Kleinen und der Verleumdung der Großen verfolgt, selbst in seinem Genie, seinem einzigen Reichthume geschmäht, nach Sorrent zurückkehrt, um etwas Ruhe, Zärtlichkeit oder Mitleid zu suchen und als Bettler verkleidet vor seine Schwester hintritt, um ihr Herz zu prüfen und zu sehen, ob sie wenigstens denjenigen, welcher sie so sehr geliebt, erkennen würde.

„Sie erkannte ihn im Augenblicke," sagt der naive Biograph, „trotz seiner krankhaften Blässe, seinem ergrauenden Barte und zerrissenen Mantel. Sie wirft sich mit größerer Zärtlichkeit und Erbarmung in seine Arme, als ob sie ihren Bruder im goldenen Kleide der ferrarischen Höflinge wieder erkannt hätte. Ihre Stimme ist lange von Schluchzen erstickt; sie drückt ihren Bruder an ihr Herz, sie wäscht ihm die Füße, sie bringt ihm den Mantel seines Vaters, sie läßt ihm ein Festmahl bereiten. Aber ihre Herzen waren so voll von Thränen, daß weder der Eine noch die Andere die aufgetragenen Gerichte anrühren konnte und sie verbrachten den Tag damit, weinend und ohne zu einander zu sprechen auf das Meer zu blicken und sich an ihre Kindheit zu erinnern."

2.

Es war im Anfang des Sommers im Augenblicke, wo der Meerbusen von Neapel von seinen Hügeln, seinen weißen Häusern, seinen mit kletternden Weinranken bekleideten Felsen eingefaßt und sein Meer von dunklerem Blau als der Himmel umgeben, einer Schale von Verde antiquo gleicht, welche vom Schaume weiß gefärbt ist und deren Ränder und Henkel von Epheu und Weinranken umkränzt sind, es war die Jahreszeit, wo die Fischer des Pausilippo, die ihre Hütte an dessen Klippen kleben und ihre Netze auf den kleinen Buchten von feinem Sande ausbreiten, sich vertrauungsvoll vom Lande entfernen und die Nacht über zwei bis drei Stunden weit hinaus ins Meer, bis unter die Gestade von Capri, Procida und Ischia und in die Mitte des Meerbusens von Gaëta zum Fischen hinaussegeln.

Einige von ihnen nehmen Harzfackeln mit, die sie anzünden, um die Fische zu täuschen. Die Fische glauben, daß das Licht, welches sie sehen, die Morgendämmerung sei und steigen herauf. Ein auf dem Schnabel der Barke kauerndes Kind neigt schweigend die Fackel über die Wellen, während das Auge des Fischers bis zum Grunde des Wassers taucht, um seine Beute wahrzunehmen und sie in seine Netze zu verstricken sucht. Diese Feuer leuchten mit rother Gluth wie die aus Hochöfen aufsteigenden Flammen in die Nacht hinaus, und spiegeln sich in langen zitternden Streifen auf der Decke des Meeres wie die langen Lichtwellen, welche hier dem

Gange des Mondes folgen. Die wellenförmige Bewegung des Meeres bringt in diese Lichter ein zitterndes Schwanken und verlängert den Schimmer von Welle zu Welle, so weit es die erste den folgenden mittheilen kann. Das Licht folgt den Gesetzen der Wellenbewegung und erlöscht nur da, wo die den Fluthen durch den Lauf der Barke ertheilte Bewegung aufhört.

3.

Mein Freund und ich verbrachten oft ganze Stunden auf einer Klippe oder den feuchten Ruinen des Palastes der Königin Johanna mit der Betrachtung dieser phantastischen Lichter, und beneideten das ungebundene, sorglose Leben dieser armen Fischer.

Ein mehrmonatlicher Aufenthalt in Neapel, der häufige Verkehr mit Menschen aus dem Volke während unserer täglichen Ausflüge zu Lande und zu Meere hatte uns mit ihrer eindringlichen sonoren Sprache, worin die Geberde und der Blick eine wichtigere Stelle einnehmen als das Wort, vertraut gemacht. Von unsern Vorahnungen zu Philosophen gemacht und von den eiteln Aufregungen des Lebens ermüdet, ehe wir sie gekannt hatten, beneideten wir oft die glücklichen Lazzaroni, mit denen damals das Gestade und die Kais von Neapel bedeckt waren, die ihre Tage mit Schlafen im Schatten ihrer kleinen Barke auf dem Sande, dem Anhören der improvisirten Verse ihrer herumziehenden Dichter und dem Tan-

zen der Tarantella mit den jungen Mädchen ihrer Kaste, den Abend aber unter den Weinlauben am Meeresufer zubrachten. Wir kannten ihre Gewohnheiten, ihren Charakter und ihre Sitten bei weitem besser als die der eleganten Welt, welche wir nie besuchten. Dieses Leben gefiel uns und schläferte in uns die fieberischen Bewegungen der Seele ein, welche die Phantasie der jungen Leute vor der Stunde, wo sie vom Schicksale zum Handeln oder Denken berufen werden, zwecklos abnutzt.

Mein Freund war **20** Jahre alt, ich **18**. Wir standen also alle Beide in dem Alter, wo es erlaubt ist, die Träume mit der Wirklichkeit zu verwechseln. Wir beschlossen mit diesen Fischern Bekanntschaft anzuknüpfen und uns mit ihnen einzuschiffen, um einige Tage lang das gleiche Leben zu führen wie sie. Die warmen lichtvollen Nächte unter dem Segel in der schwankenden Wiege der Wellen und unter dem tiefen gestirnten Himmel schienen uns einer der geheimnißvollsten Genüsse der Natur zu sein, den wir uns verschaffen und kennen lernen mußten, sei es auch nur um später davon zu erzählen.

Da wir frei waren und Niemandem von unsern Handlungen oder unsrer Abwesenheit Rechenschaft abzulegen hatten, führten wir am nächsten Tage unsern Traum aus. Beim Durchwandern der Küste der Margellina, welche sich unter dem Grabe Virgil's am Fuße des Pausilippo erstreckt und wo die Fischer von Neapel ihre Barken auf den Sand ziehen und ihre Netze ausbessern, sahen wir einen noch kräftigen

Greis. Er war damit beschäftigt, seine Fischgeräthschaften in seine grell bemalte und am Schnabel und am Hintertheil mit einem kleinen geschnitzten Bilde des heiligen Franziscus gezierte Barke zu schaffen. Ein zwölfjähriger Knabe, sein einziger Ruderer, brachte in diesem Augenblicke zwei Brote, einen harten, glänzenden, goldgelben Büffelkäse, wie die Kiesel des Gestades, einige Feigen und einen irdenen Krug, welcher mit Wasser gefüllt war.

Das Aussehen des Greises und Kindes zog uns an. Wir knüpften ein Gespräch an und der Greis lächelte, als wir ihm vorschlugen, uns als Ruderer aufzunehmen und mit in das Meer hinauszuführen.

„Ihr habt nicht die harten Hände, die nöthig sind, wenn man den Griff des Ruders fassen will," sagte er. „Eure weißen Hände sind nicht dazu gemacht, um Holz, sondern um Federn zu fassen, es würde schade sein, sie auf dem Meere zu verhärten."

„Wir sind jung," erwiderte mein Freund, „und wollen alle Handwerke versuchen, ehe wir uns eines wählen. Das Eurige gefällt uns, weil es auf dem Meere unter freiem Himmel ausgeübt wird."

„Ihr habt Recht," entgegnete der alte Fischer; „es ist ein Handwerk, das das Herz zufrieden macht und dem Geiste Vertrauen auf den Schutz der Heiligen verleiht. Der Fischer steht unter der unmittelbaren Obhut des Himmels. Der Mensch weiß nicht, woher der Wind und die Welle kommt. Der Hobel und die Feile sind in der Hand des Arbeiters;

der Reichthum und die Kunst liegen in der Hand des Königs, aber die Barke steht in Gottes Hand."

Diese fromme Philosophie des alten Barcarole befestigte in uns die Idee, sich mit ihm einzuschiffen, noch mehr. Nach langem Widerstreben willigte er ein. Wir versprachen ihm täglich zwei Carlins für unsere Belehrung und Nahrung zu geben.

Nachdem der Handel abgeschlossen war, schickte er das Kind nach der Margellina, um noch mehr Provisionen an Brot, Wein, trocknem Käse und Früchten zu holen. Mit einbrechender Nacht halfen wir ihm die Barke in das Meer schieben und segelten ab.

4.

Die erste Nacht war köstlich. Das Meer war ruhig, wie ein von den Schweizergebirgen eingeschlossener See. Als wir uns vom Gestade entfernten, sahen wir die feurigen Zungen der Palastfenster und Kais von Neapel unter die dunkle Linie des Horizonts tauchen. Die Leuchtthürme waren die einzigen noch sichtbaren Zeichen der Küste. Sie erblichen vor der schwachen Feuersäule, die sich aus dem Krater des Vesuv erhob. Während der Fischer das Netz auswarf und einzog und das halb eingeschlafene Kind schwankend seine Fackel hielt, gaben wir von Zeit zu Zeit der Barke einen leisen Antrieb und hörten entzückt die sonoren Wassertropfen, welche von unsern Rudern herabrieselten, harmonisch wie Perlen in ein silbernes Becken in das Meer fallen.

Wir hatten schon lange die Spitze des Pausilippo umfahren, den Meerbusen von Puzzuoli und den von Bajä durchschnitten, und waren zwischen dem mysenischen Vorgebirge und der Insel Procida durch den Golf von Gaëta gekommen. Wir befanden uns auf offenem Meere; der Schlummer überwältigte uns, und wir legten uns unter unsern Ruderbänken neben dem Knaben nieder.

Der Fischer breitete das auf dem Boden der Barke liegende zusammengefaltete schwere Segel über uns aus und so schliefen wir zwischen zwei Wellen von dem unmerkbaren Schwanken des Meeres, wovon sich kaum der Mast neigte, eingewiegt, ein.

Als wir erwachten, war es heller Tag.

Die funkelnde Sonne überzog das Meer mit feurigen Bändern und wurde von den weißen Häusern einer uns unbekannten Küste zurückgeworfen. Ein leichter, von dieser Küste kommender Wind ließ das Segel über unsern Köpfen erzittern und trieb uns von Bucht zu Bucht und von Felsen zu Felsen. Es war die ausgezähnte, zerklüftete Küste der reizenden Insel Ischia, die ich später so lange bewohnen und so sehr lieben sollte. Sie erschien mir zum ersten Male im Lichte schwimmend, dem Meere entsteigend, sich in das Blau des Himmels verlierend und wie aus dem Traume eines Dichters während des leichten Schlummers einer Sommernacht entstanden.

5.

Die Insel Ischia, welche den Meerbusen von Gaëta von dem von Neapel trennt, und selbst durch einen schmalen Kanal von der Insel Procida getrennt wird, ist nichts als ein spitzzulaufender Berg, dessen weißer zerklüfteter Gipfel seine klippigen Grate zum Himmel emporstreckt. Seine steilen, von Thälern, Schluchten und Strombetten durchschnittenen Abhänge sind von oben bis unten mit dem dunkeln Grün der Kastanienbäume bekleidet. Seine dem Meere nächsten und diesem zugeneigten Ebenen tragen Hütten, ländliche Villa's und halb unter Weinlauben verborgene Dörfer. Jedes von diesen Dörfern besitzt seine Marine, wie man den kleinen Hafen nennt, worin die Fischerbarken der Insel schwimmen und sich einige Schiffe mit lateinischen Segeln schaukeln und mit ihren Raaen die Bäume und Weinreben der Küste berühren.

Es giebt von diesen an den Abhängen des Berges klebenden, im Hintergrunde einer seiner Schluchten verborgenen, auf einer seiner Ebenen aufstrebenden, auf einem seiner Vorgebirge herausstehenden, an seine Kastaniengehölze lehnenden, durch seine Fichtengruppe beschatteten, von seinen weißen Arkaden umgebenen und mit seinen hängenden Weinranken bekränzten Häusern kein einziges, das nicht im Traume die ideale Wohnung eines Dichters oder Liebenden gewesen wäre.

Unsere Augen wurden dieses Anblicks nicht müde.

Die Küste besaß einen Ueberfluß an Fischen. Der Fischer hatte eine gute Nacht gehabt. Wir legten in einer der kleinen Buchten der Insel an, um aus einer nahen Quelle Wasser zu schöpfen und unter dem Felsen auszuruhen.

Gegen Sonnenuntergang kamen wir, auf unsern Ruderbänken liegend, nach Neapel zurück.

Ein viereckiges, an einen kleinen Mast auf dem Schnabel befestigtes Segel, dessen Schote von dem Kinde gehalten wurde, war hinreichend, um uns an den Gestaden von Procida und des mysenischen Vorgebirges vorbeizuführen und unsern Kiel schäumend durch das Meer zu treiben.

Der alte Fischer und das Kind zogen, von uns unterstützt, ihre Barke auf den Sand und trugen die Körbe mit Fischen und Muscheln in die Art von Höhle, welche sie unter dem Felsen der Margellina bewohnten.

6.

Die nächsten Tage gingen wir wieder munter an unser neues Handwerk. Wir durchpflügten nach einander alle Theile des Meeres um Neapel. Wir folgten dem Winde gleichgiltig, woher er kam, überall, wohin er wehte. So besuchten wir die Insel Capri, wo der finstere Schatten Tibers noch die Phantasie zurückstößt, Cumä mit seinen unter dichten Lorbeerhainen und wilden Feigenbäumen vergrabenen Tempeln, Bajä mit seinen düstern Plätzen, die wie die Römer, deren Jugend und Vergnügungen sie einst

Obdach gewährten, gealtert und verblichen zu sein scheinen; Portici und Pompeji, die unter der Asche und Lava des Vesuvs hervorlächeln; Castellamare, dessen hohe schwarze Lorbeer- und wilde Kastanienwälder, sich im Meere spiegelnd, die ewig murmelnden Wellen der Rhede mit dunklem Grün färben. Der alte Fischer kannte überall andere Fischerfamilien, welche uns, wenn das Meer hoch ging, und wir nicht nach Neapel zurückkehren konnten, Gastfreundschaft gewährten.

Wir kamen zwei Monate lang in kein Wirthshaus; wir lebten in freier Luft mit dem Volke und in der frugalen Weise des Volkes. Wir hatten uns selbst zum Volke gemacht, um der Natur näher zu kommen. Wir trugen fast ganz dessen Kostüm, redeten seine Sprache und die Einfachheit seiner Sitten theilte uns, so zu sagen, die Naivetät seiner Gefühle mit.

Diese Umwandlung kam übrigens meinem Freunde und mir nicht schwer an. Wir waren Beide während der Stürme der Revolution, die unsere Familien gestürzt oder zerstreut hatten, auf dem Lande erzogen worden und hatten einen großen Theil unsers Kinderlebens unter dem Landvolke verbracht; er im Gebirge des Grésivaudan, bei einer Amme, die ihn während der Gefangenschaft seiner Mutter aufgenommen, ich auf den Hügeln des Maconnais in der kleinen ländlichen Wohnung, wo meine Eltern ihr bedrohtes Nest wieder gebaut hatten. Zwischen dem Hirten oder Landmanne unsrer Gebirge und dem Fischer des Meerbu-

sens von Neapel liegt die ganze Verschiedenheit nur in der Landschaft, der Sprache und dem Handwerke. Die Ackerfurche und die Welle flößen den Menschen, die auf dem Lande oder Meere arbeiten, die gleichen Ideen ein, die Natur spricht zu Denjenigen, welche in und mit ihr auf dem Gebirge oder auf dem Meere leben, ganz dieselbe Sprache.

Wir machten die Erfahrung davon an uns selbst. Wir fanden uns unter diesen einfachen Menschen nicht außer unserm Elemente. Die Gleichheit der Instinkte bildet unter den Menschen eine Art von Verwandtschaft; selbst die Einförmigkeit dieses Lebens gefiel uns, indem sie uns einschläferte. Wir sahen mit Schmerzen den Sommer seinem Ende zueilen und die Tage des Herbstes und Winters herannahen, nach welchen wir in unsre Heimath zurückkehren mußten.

Unsere über unser Ergehen unruhigen Familien fingen an, uns zurückzurufen. Wir schlugen uns den Gedanken an die Abreise so viel als möglich aus dem Sinne und suchten uns vorzustellen, daß dieses Leben kein Ende nehmen werde.

7.

Indessen begann der September mit seinen Regengüssen und Gewittern. Das Meer wurde unruhiger und unser mühsameres Handwerk zuweilen selbst gefährlich. Die Winde wurden stärker, die Wellen schäumten und durchnäßten uns oft, wenn sie in unsere Barke hereinschlugen.

Wir hatten auf dem Molo zwei jener Capotten von grober braunet Wolle gekauft, welche die Seeleute und Lazzaroni von Neapel während des Winters über die Schultern werfen. Die weiten Aermel dieser Capotten hängen neben den nackten Armen herab; die je nach dem Wetter zurückgeschlagene oder über die Stirne gezogene Kapuze schützt den Kopf des Seemannes vor dem Regen und der Kälte, oder läßt den Wind und die Sonnenstrahlen in seinem durchnäßten Haar spielen.

Eines Tages segelten wir von der Margellina ab. Das Meer war wie mit Oel übergossen und von keinem Lüftchen bewegt. Wir wollten Rothfedern und die ersten Thunfische auf der Küste von Cumä, nach welchen sie in dieser Jahreszeit von den Strömungen getrieben werden, fangen. Der röthliche Morgennebel schwebte dicht über dem Lande und versprach für den Abend einige Windstöße. Wir hofften ihnen zuvorzukommen und noch Zeit zu haben, das mysenische Vorgebirge zu umschiffen, ehe sich das träge, schlafende Meer erheben werde.

Unser Fang war reichlich, wir wollten noch einige Netze mehr auswerfen. Der Wind überraschte uns, er braus'te vom Gipfel des Epomäo, des ungeheuern Berges, welcher Ischia beherrscht, mit einem Getöse und einer Gewalt herab, als ob sich dieser selbst in das Meer stürze. Zuerst ebnete er die Gewässer um uns her wie die eisernen Zähne der Egge die Schollen zerdrückt und die Furchen ebnet, sodann schwellte das von seiner Ueberraschung erholte Meer

murrend und hohl auf und erhob sich in wenigen Minuten zu einer solchen Höhe, daß es uns die Küste und die Inseln verbarg.

Wir waren vom Festlande eben so weit entfernt, wie von Ischia und schon halb in den Kanal gedrungen, welcher das mysenische Vorgebirge von der griechischen Insel Procida trennt. Das Einzige, was uns zu thun übrig blieb, war, entschlossen durch den Kanal zu dringen, und wenn dies gelang, uns zur Linken in die Bucht von Bajä zu werfen und in ihren ruhigen Gewässern Schutz zu suchen.

Der alte Fischer zauderte nicht. Vom Gipfel einer Welle, wo uns das Gleichgewicht der Barke momentan in einem Schaumregen erhielt, warf er einen schnellen Blick um sich her, wie ein Verirrter, der auf einen Baum steigt, um seinen Weg zu suchen, stürzte sodann auf das Steuerruder zu und rief:

„An Eure Ruder, Kinder! wir müssen schneller als der Wind auf das Vorgebirge zusegeln; wenn er uns dort zuvorkommt, sind wir verloren!“

Wir gehorchten, wie der Körper dem Instinkte.

Unsere Augen auf die seinigen geheftet, um darin zu sehen, wohin er sich richten wolle, beugten wir uns über unsre Ruder, erklommen bald mühsam die Abhänge der steigenden Wellen, stürzten bald mit ihrem Schaume auf den Grund der sinkenden herab und suchten unsern Sturz durch den Widerstand unsrer Ruder im Wasser zu brechen. Acht bis zehn immer stärker werdende Wellen warfen uns

bis zur schmalsten Stelle des Kanals. Der Wind war uns aber, wie es der Greis gesagt hatte, zuvorgekommen und hatte sich zwischen dem Kap und der Spitze der Insel verfangen, eine solche Gewalt erlangt, daß er das Meer wie kochende Lava aufriß und die Wogen, welche keinen Raum fanden, um schnell genug vor dem sie treibenden Orkane zu fliehen, in sich selbst zusammenstürzten, zerstiebten, sich in allen Richtungen wie toll zerstreuten und zu fliehen strebend, ohne dem Kanal entrinnen zu können, mit furchtbarer Gewalt an die Felsenklippen des Mysenischen Vorgebirges zerschellten und hier zu einer Schaumsäule aufstiegen, deren Staub bis zu uns zurückgetrieben wurde.

8.

Es wäre Wahnsinn gewesen, diese Durchfahrt mit einer Barke ohne Verdeck, Mast oder Segel, welche eine einzige Welle füllen und versenken konnte, zu versuchen. Der Fischer warf auf das durch seine Schaumsäule sichtbare Vorgebirge einen Blick, den ich nie vergessen werde, schlug hierauf ein Kreuz und rief:

„Es ist unmöglich, vorüber zu kommen! noch unmöglicher aber, in das offene Meer zurück zu gehen; es bleibt uns nur noch eines übrig, auf Procida zu landen oder unterzugehen."

So sehr wir auch noch auf dem Meere Neulinge wa-

ren, so fühlten wir doch die Schwierigkeit eines solchen Manövers während eines Windstoßes.

So lange wir auf das Kap zufuhren, nahm uns der Wind von hinten, jagte uns vor sich her; wir folgten dem mit uns fliehenden Meere, und die Wellen, welche uns auf ihren Gipfel erhoben zogen uns wieder mit sich herab. Es war also nicht so leicht möglich, uns in den von ihnen aufgewühlten Abgründen zu begraben. Um aber auf Procida anzulanden, dessen Abendfeuer wir zu unsrer Rechten schimmern sahen, mußten wir die Wellen schief durchschneiden und so zu sagen, durch ihre Thäler nach der Küste schlüpfen, indem wir den Wogen die Seite und dem Winde die niedrigen Borde der Barke darboten.

Die Nothwendigkeit gestattete uns jedoch kein Zaudern. Der Fischer gab uns ein Zeichen, die Ruder zu erheben und benutzte den Raum zwischen zwei Wellen, um zu wenden. Wir richteten den Schnabel unsrer Barke auf Procida und schwammen der Insel zu, wie der Zweig einer Strompflanze, welchen eine Welle der andern zuwirft und eine Woge der andern übergiebt.

9.

Wir kamen nur langsam vorwärts. Die Nacht war eingebrochen. Der Wasserstaub, der Schaum, die Wolken, welche der Wind in zerrissenen Massen über den Kanal hintrieb, verdoppelten die Finsterniß. Der Greis hatte

dem Knaben geboten, eine seiner Harzfackeln anzuzünden, sei es nun, um zu seinen Manövern auf den stürmischen Wellen etwas Licht zu erhalten, oder um den Seeleuten von Procida wissen zu lassen, daß sich eine Barke im Kanal in Gefahr befinde, und sie weniger zur Hilfe als zum Gebete aufzufordern.

Es war ein erhabenes und furchtbares Schauspiel, den armen Knaben mit einer Hand an den kleinen Mast, welcher sich auf dem Schiffsschnabel erhob, angeklammert, und mit der andern die rothauflodernde Fackel, deren Flamme und Rauch im Winde um ihn her sprühte und ihm die Finger und das Haar versengte, über dem Kopfe erheben zu sehen. Diese auf dem Gipfel der Wellen erscheinende, und in ihren Abgründen verschwindende, stets dem Erlöschen nahe und stets wieder auflodernde, schwimmende Flamme glich dem Symbole der vier Menschenleben, welche im Dunkel und der Angst dieser Nacht zwischen der Rettung und dem Tode schwankten.

10.

So vergingen drei Stunden, deren Minuten die Dauer der Gedanken, welche sie maßen, hatten. Der Mond ging auf und mit ihm erhob sich wie gewöhnlich der Sturm noch wüthender. Wenn wir das geringste Seegel aufgespannt hätten, so würden wir wohl schon zwanzigmal umgeschlagen sein. Wiewohl die sehr niedrigen Borde der

Barke dem Orkane wenig Anhalt gewährten, so gab es doch Augenblicke, wo er unsern Kiel aus den Wellen reißen zu wollen schien und uns wie ein vom Baume gerissenes trocknes Blatt umherdrehte.

Wir schöpften viel Wasser und waren nicht im Stande, dasselbe so schnell auszuleeren, als es zu uns hereinstürzte. Es gab Augenblicke, wo wir die Planken unter uns weichen fühlten, wie einen Sarg, der in das Grab hinabsinkt.

Das Gewicht des Wassers machte die Barke dem Sturme weniger gehorsam und konnte sie, wenn sie sich einmal zwischen zwei Wellen befinden würde, langsamer zum Aufrichten machen. Eine einzige Sekunde der Zögerung und Alles war zu Ende.

Der Greis gab uns, ohne sprechen zu können, mit Thränen in den Augen ein Zeichen, Alles, was die Barke beschwerte, in das Meer zu werfen. Wir stürzten die Wasserkrüge, die Fischkörbe, die beiden groben Segel, den eisernen Anker, das Tauwerk, selbst seine und unsere Pakete mit Kleidern und Wäsche, ja selbst unsere vom Wasser getränkten Kapotten von grober Wolle über Bord. Der arme Schiffer blickte einen Augenblick auf die schwimmenden Gegenstände, welche seinen ganzen Reichthum bildeten, aber die Barke richtete sich wieder auf und eilte leicht über den Rücken der Wellen hin, wie ein Wettrenner, dem man seine Last abgenommen hat.

Wir kamen allmählig in ein ruhigeres, durch die Westspitze von Procida etwas geschütztes Meer. Der Wind wurde schwächer, die Flamme der Fackel loderte gerade in die Höhe, der Mond brach durch die Wolken und öffnete zwischen ihnen einen großen blauen Raum, die Wellen verlängerten sich, wurden niedriger und hörten auf über unsere Häupter zu schäumen, allmählig wurde das Meer kurz und scholkend wie in einer fast ruhigen Bucht und der schwarze Schatten der Küste von Procida verhüllte uns die Linie des Horizonts. Wir befanden uns in den mittleren Gewässern der Insel.

11.

Das Meer ging an der Spitze noch zu hoch, um den hier gelegenen Hafen aufzusuchen. Wir mußten uns entschließen, an der Seite der Insel zwischen den Klippen zu landen.

„Beruhigt Euch, Kinder," sagte der Fischer, das Ufer beim Scheine der Fackel erkennend. „Madonna hat uns gerettet. Wir sind dem Lande nahe und werden heute Nacht in meinem Hause schlafen." Wir glaubten, daß er den Verstand verloren habe, denn wir kannten von ihm nur die eine Wohnung in der düstern Höhle der Margellina und um in diese noch in derselben Nacht zurückzukehren, war es nöthig, uns von Neuem in den Canal zu werfen, das Cap

zu umschiffen und nochmals mit dem schäumenden Meere, welchem wir kaum entgangen waren, zu kämpfen.

Er lächelte über unsere erstaunte Miene und fuhr, unsere Gedanken in unsern Blicken lesend, fort: „Seid ruhig, junge Leute, wir werden hinkommen, ohne von einer Welle durchnäßt zu werden.“

Hierauf erklärte er uns, daß er von Procida sei, noch auf dieser Seite der Insel die Hütte und den Garten seines Vaters besitze und daß sich in diesem Augenblicke seine alte Frau mit ihrer kleinen Enkelin, der Schwester Beppinos, unseres jungen Matrosen, und zwei andern Kindern in seinem Hause befinde, um dort Feigen zu trocknen und Trauben zu lesen, welche sie in Neapel verkauften.

„Noch einige Ruderschläge,“ fügte er hinzu, „und wir werden Wasser aus der Quelle trinken, die klarer ist, als der Wein von Ischia.“

Diese Worte erfüllten uns mit neuem Muthe. Wir ruderten noch etwa eine Stunde weit an der steilen, brandenden Küste von Procida hin; von Zeit zu Zeit erhob und schwenkte der Knabe seine Fackel, die ihr rothes Licht auf die Felsen warf und uns überall eine unzugängliche Klippenmauer erblicken ließ. Endlich nach der Umschiffung einer Granitklippe, die wie eine weiße Bastion in das Meer hinausragte, sahen wir die Klippen zurückweichen und sich ein wenig neigen, wie eine Bresche in einem Walle; eine Bewegung des Steuerruders drehte uns gerade auf die Küste zu und die drei letzten Wellen warfen unsere ermüdete Barke

zwischen zwei Felsen, wo die Brandung auf einer Untiefe schäumend kochte.

12.

Unser Kiel berührte den Felsen mit einem kurzen, scharfen Geräusche, wie das Krachen eines Bretes, welches schief auffällt und zerbricht. Wir sprangen in das Meer, befestigten die Barke mit einem Reste von Tauwerk so gut als wir nur konnten, und folgten dem vor uns hinschreitenden Greise und Kinde.

Wir erklimmten am Abhange des Gestades eine Art von schmaler Treppe, wo der Meisel im Felsen und die Schritte auf der Erde, ungleiche, von dem Schaume des Meeres schlüpfrige Stufen ausgehöhlt hatten. In dieser im Felsen ausgehauenen Treppe fehlten zuweilen einige Stufen, die künstlich ersetzt worden waren, indem man lange Stangen in die Spalten der Felsenwand befestigt und auf diesen zitternden Boden betheerte Planken von alten Barken oder noch mit getrockneten Blättern bedeckte Kastanienzweigbündel geworfen hatte.

Nachdem wir so langsam etwa vier= bis für fünfhundert Stufen hinaufgestiegen waren, fanden wir uns in einem von einer aus grauen Steinen bestehenden Brustwehr umgebenen kleinen Hofe, dicht über dem Abgrunde. Auf der andern Seite desselben öffneten sich zwei düstere Bogen, die in einen Keller zu führen schienen.

Ueber diesen massiven Bogen trugen zwei abgerundete, gedrückte Arkaden ein glattes Dach, dessen Ränder mit Rosmarin- und Basilikumtöpfen besetzt waren. Unter den Arkaden gewahrte man eine ländliche Gallerie, wo im Mondscheine aufgehangene Maisbündel wie goldene Kronleuchter erglänzten.

Auf diese Gallerie führte eine Thür von roh zusammengefügten Bretern. Zur Rechten erhob sich der ungleiche Boden, auf welchem das Häuschen stand, bis zur Höhe des Fußbodens der Gallerie. Von hier aus hingen ein großer Feigenbaum und einige knotige Weinreben über die Ecke des Hauses hin, und vermischten, zwei bis drei schlangenförmige Guirlanden über die Stützmauer der Arkaden hinziehend, ihr Laub und ihre Früchte unter den Oeffnungen der Gallerie. Zwei niedrige Fenster, die auf diese Art von Garten hinausgingen, wurden von ihren Zweigen und Ranken halb vergittert und wer jene nicht gesehen hätte, konnte das massive viereckige niedrige Haus für einen der grauen Felsen dieser Küste oder der erkalteten Lavablöcke halten, welche der Kastanienbaum, der Epheu und der Weinstock mit ihren Ranken und Aesten umfassen und verhüllen, und worin der Weingärtner von Castellamare und Sorrent mit Thüren verschlossene Grotten aushöhlt, um seinen Wein neben der Rebe, die ihn getragen hat, aufzubewahren.

Vom langen, schnellen Steigen und dem Gewichte unsrer Ruder, die wir auf den Schultern trugen, athemlos,

blieben wir und der Greis einen Augenblick im Hofe stehen, um uns ein wenig zu erholen. Der Knabe warf jedoch sein Ruder auf einen Haufen von Buschholz, stieg leicht die Treppe hinauf und begann mit seiner noch brennenden Fackel an eines der Fenster zu klopfen und mit freudiger Stimme seine Großmutter und Schwester zu rufen.

„Mutter! Schwester! Madre, Sorellina!“ rief er. „Gaëtana! Graziella! macht auf! öffnet! Es ist der Vater; ich bin es! Es sind zwei Fremde bei uns.“

Wir hörten eine noch schlaftrunkene, aber helle sanfte Stimme im Hause einige Ausrufungen des Erstaunens durch einander werfen. Hierauf öffnete sich ein Fensterflügel, von einem mit einem weißen Aermel bekleideten nackten weißen Arme aufgestoßen und wir erblickten beim Scheine der Fackel, welche das Kind, sich auf die Fußspitzen stellend, zum Fenster erhob, ein reizendes Mädchengesicht.

Von der Stimme ihres Bruders aus dem Schlafe erweckt, hatte Graziella weder daran gedacht, noch Zeit gehabt, Toilette zu machen. Sie war, wie sie schlief, an das Fenster gestürzt. Von ihren langen, schwarzen Haaren fiel die eine Hälfte auf eine ihrer Wangen herab, die andere schlang sich um ihren Hals, wurde durch den noch stark wehenden Wind von ihrer Schulter gegen das halbgeöffnete Fenster getrieben und peitschte ihr Gesicht, wie ein vom Winde getriebener Rabenflügel.

Das junge Mädchen rieb sich mit dem Rücken ihrer

beiden Hände die Augen, indem sie die Ellnbogen erhob und die Schultern mit der ersten Geberde eines erwachenden Kindes, welches den Schlaf verjagen will, dehnte. Ihr um den Hals festgebundenes Hemd ließ nur eine hohe, schlanke Gestalt wahrnehmen, in welcher sich kaum unter den Linnen die ersten Wellenformen der Jugend zeigten. Ihre ovalen großen Augen waren von der unbestimmten Farbe, die zwischen dem tiefen Schwarz und dem Blau des Meeres in der Mitte steht, deren Glanz durch die Feuchtigkeit des Blickes gemildert wird und in den Frauenaugen eine gleichmäßige Mischung der Zärtlichkeit der Seele mit der Energie der Leidenschaft hervorbringt, der himmlischen Färbung, welche die Augen der asiatischen und italienischen Frauen von dem versengenden Feuer ihres glühenden Tages und dem heitern Azur ihres Himmels, ihres Meeres und ihrer Nacht leihen.

Ihre Wangen waren voll, gerundet, von festen Conturen, aber von etwas bleicher und durch das Klima ein wenig gebräunter Färbung, nicht von der kränklichen Blässe des Nordens, sondern der gesunden Weiße des Südens, die der Farbe von Jahrhunderte lang der Luft und den Wellen ausgesetztem Marmor gleicht.

Ihr Mund, dessen Lippen offener und dicker waren, als die der Frauen unsers Klima's, zeigte in seinen Fältchen Reinheit und Güte. Ihre kurzen, aber blendend weißen Zähne glänzten im flackernden Lichte der Fackel wie offene

Perlenmuscheln am Ufer des Meeres unter von der Sonne beschienenem seichtem Wasser.

Während sie mit ihrem kleinen Bruder sprach, klangen ihre lebhaften, etwas rauhen, scharf betonten Worte, von denen die Hälfte durch den Wind verweht wurde, wie Musik in unsere Ohren. Ihre Physiognomie ging eben so beweglich wie das Licht der Fackel, welches sie beschien, in einer Minute vom Erstaunen zum Schrecken, vom Schrecken zur Fröhlichkeit, von der Rührung zum Lachen über.

Jetzt nahm sie uns hinter dem Stamme des dicken Feigenbaumes wahr, zog sich verlegen vom Fenster zurück, ihre Hand ließ den Fensterflügel los, welcher klappend gegen die Mauer schlug, sie nahm sich nur die Zeit, um ihre Großmutter zu wecken und sich halb anzukleiden, worauf sie kam, um uns die Thür unter den Arkaden zu öffnen und bewegt ihren Vater und Bruder zu umarmen.

13.

Die alte Großmutter erschien bald mit einer Lampe von rother Erde in der Hand, die ihr mageres bleiches Gesicht und ihr Haar, so weiß wie die Wollflocken, die auf dem Tische am Rocken hingen, erhellte. Sie küßte ihrem Gatten die Hand und ihren Enkel auf die Stirn. Die ganze Erzählung, welche in diesen Zeilen enthalten ist, wurde zwischen den Gliedern der armen Familie in einigen Worten und Geberden ausgetauscht. Wir hörten nicht

Alles, da wir uns, um die Herzensergüsse unsrer Wirthin nicht zu stören, etwas abseits hielten. Sie waren arm, und wir fremd, ihnen also Achtung schuldig, die ihnen unsre zurückhaltende Stellung am untersten Platze und an der Thür stillschweigend bewies.

Graziella warf von Zeit zu Zeit einen erstaunten, träumerischen Blick auf uns. Als der Greis seine Erzählung beendigt hatte, sank die alte Großmutter bei dem Heerde auf ihre Kniee nieder, Graziella stieg auf die Terrasse, brachte einen Rosmarinzweig und einige Orangenblüthen mit ihren großen weißen Sternen herab, nahm einen Stuhl und befestigte das Bouquet mit langen goldenen Nadeln, die sie aus ihrem Haar zog, vor einer kleinen verräucherten Statue der heiligen Jungfrau, welche über der Thür stand und vor der eine Lampe brannte. Wir begriffen, daß dies eine Danksagung bei ihrer göttlichen Beschützerin für die Rettung ihres Großvaters und Bruders war und nahmen an ihrer Dankbarkeit Theil.

14.

Das Innere des Hauses war eben so nackt und dem Felsen eben so ähnlich als das Aeußere. Man erblickte darin nichts als die ungetünchten und nur mit etwas Kalk geweißten Wände. Die vom Lichte erwachten Eidechsen glitten und raschelten in den Zwischenräumen der Steine, oder unter den Farrenkrautzweigen, welche den Rindern

zum Lager dienten, umher. An den noch mit Rinde bedeckten Balken, welche das Dach bildeten, klebten Schwalbennester, woraus kleine schwarze Köpfchen und unruhige Augen herausblickten. Graziella schlief mit ihrer Großmutter zusammen auf dem einzigen Bette eines zweiten Zimmers, wo ihnen Stücke von alten Segeln zur Decke dienten. Der Fußboden war mit Körben voller Früchte und dem Saumsattel eines Maulthieres bedeckt.

Der Fischer wendete sich, uns mit der Hand die Armuth seines Hauses zeigend, mit einer Art von Schaam zu uns hin, worauf er uns auf die Terrasse führte, die im Orient und im südlichen Italien der Ehrenplatz ist. Von dem Knaben und Graziella unterstützt, machte er eine Art von Hütte, indem er unsere Ruder mit dem einen Ende auf die Brustwehr der Terrasse und dem andern auf den Boden legte. Dieses so gebildete Dach bedeckte er mit ein paar Dutzend frisch auf den Bergen geschnittenen Kastanienzweigen, breitete darunter einige Bündel von Farrenkraut aus, brachte uns zwei Stücke Brot, frisches Wasser und Feigen und lud uns zum Schlafen ein. Die Ermüdung und Aufregung des Tages versetzte uns bald in einen tiefen Schlaf.

Als wir erwachten, zwitscherten die Schwalben bereits um unser Bett, indem sie dicht über den Boden der Terrasse hinstrichen, um die Krumen unsers Abendessens aufzupicken, und die schon hoch am Himmel stehende Sonne erhitzte die Reisigbündel, welche uns zum Dache dienten, wie einen Backofen.

Wir blieben lange in dem mitteln Zustande zwischen Schlaf und Wachen, worin der moralische Theil des Menschen fühlt und denkt, ehe der physische Theil noch den Muth hat aufzustehen und zu handeln, auf unserm Farrenkraut liegen. Wir wechselten einige unarticulirte Worte, die von langen Zwischenräumen des Schweigens unterbrochen wurden und sich mit unsern Träumen vermischten.

Der gestrige Fischfang, die sich unter unsern Füßen wiegende Barke, das wüthende Meer, die unzugänglichen Felsen, das Gesicht Graziella's im Fenster beim Scheine der Harzfackel, alle diese Bilder kreuzten, verwebten und vermischten sich in unserm Geiste.

Wir wurden aus dieser Schlaftrunkenheit durch das Schluchzen und die Vorwürfe der alten Großmutter gerissen, welche im Hause mit ihrem Gatten sprach. Der Schornstein, welcher auf das platte Dach herausging, trug uns den Ton der Stimmen und einige Worte herauf. Die arme Frau beklagte den Verlust der schönen Krüge, des Ankers, des fast neuen Tauwerks und besonders der beiden von ihr selbst gesponnenen und aus ihrem eigenen Hanfe gewebten, schönen Segel, die wir die Barbarei gehabt hatten, in das Meer zu werfen, um unser Leben zu retten.

„Wie konntest Du," sagte sie zu dem bestürzten, stummen Greise; „die beiden Fremden, die beiden Franzosen mitnehmen? Wußtest Du nicht, daß sie Heiden (Pagani) sind, und daß sie das Unglück und die Gottlosigkeit überall hin mit bringen? Die Heiligen haben Dich bestraft; sie

haben uns unsern Reichthum geraubt. Danke ihnen noch dafür, daß sie nicht unsere Seele in das Verderben gestürzt haben.“

Der arme Mann wußte nicht, was er antworten sollte, Graziella lehnte sich indeß mit der Autorität und Ungeduld eines Kindes, dem seine Großmutter Alles erlaubt, gegen die Ungerechtigkeit dieser Vorwürfe auf, ergriff die Partei des Greises und sagte:

„Wer hat Euch gesagt, daß die Fremden Heiden sind? Haben die Heiden eine so mitleidige Miene für die Armen? Schlagen die Heiden das Kreuz vor den Bildern der Heiligen wie wir? — Nun, ich sage Euch, daß ich sie gestern, als Ihr auf die Kniee fiel't, um Gott zu danken, und ich den Blumenstrauß vor dem Bilde der Madonna befestigte, den Kopf senken, als ob sie beteten, sie das Kreuz auf der Brust machen sah, und daß ich selbst gesehen habe, wie eine Thräne in den Augen des Jüngsten glänzte und auf seine Hand herabfiel.“

„Es war ein Tropfen Meerwasser, der aus seinem Haar fiel,“ erwiderte die Alte ärgerlich.

„Und ich sage Euch, daß es eine Thräne war,“ entgegnete Graziella zornig. „Der Wind hatte wohl Zeit gehabt, während sie vom Gestade bis zum Gipfel des Felsens heraufstiegen, ihre Haare zu trocknen, aber der Wind vertrocknet das Herz nicht. — Ja wohl, ich wiederhole es Euch, sie hatten Wasser in den Augen.“

Wir begriffen, daß wir eine allmächtige Schützerin im Hause besaßen, denn die Großmutter antwortete nicht und hörte auf zu murren.

15.

Wir beeilten uns herabzusteigen, um der armen Familie für ihre Gastfreundschaft zu danken. Wir fanden den Fischer, seine Frau, Beppo, Graziella und selbst die Kleinen, welche sich anschickten, zum Meere hinabzusteigen, um die am Abend vorher verlassene Barke aufzusuchen und nachzusehen, ob sie genügend vor dem Wasser geschützt sei, denn der Sturm hatte noch nicht aufgehört.

Wir stiegen mit gesenkten Köpfen und schüchtern mit ihnen hinab, wie Gäste, die die Ursache eines Unglücks in der Familie ihrer Wirthe gewesen sind und die Gefühle, die man gegen sie hegt, nicht mit Gewißheit kennen.

Der Fischer und seine Frau waren um einige Stufen vor uns, nach ihnen kam Graziella, einen ihrer kleinen Brüder an der Hand führend und den andern auf dem Arme tragend. Wir folgten ihr schweigend. Bei der letzten Wendung einer Stufe, von wo man die Klippen sieht, welche uns noch ein Felsenvorsprung verbarg, hörten wir einen Schmerzensruf zugleich aus dem Munde des Fischers und dem seiner Frau erschallen. Wir sahen, wie sie ihre nackten Arme gen Himmel streckten, die Hände wie in den Convulsionen der Verzweiflung rangen, mit der Faust vor ihre

Stirn und Augen schlugen, und sich Büschel ihrer weißen Haare ausrissen, welche der Wind wirbelnd mit sich forttrug. —

Graziella und die Kleinen vermischten bald ihre Stimmen mit diesem Geschrei. Alle stürzten wie wahnsinnig über die letzten Stufen der Treppe nach den Klippen herab, drangen bis in die Schaumflocken vor, welche die ungeheuern Wellen gegen das Land trieben und sanken die Einen auf ihre Kniee, die Andern auf den Rücken, die alte Frau mit den Händen vor dem Gesicht und den Kopf im feuchten Sande begraben nieder.

Wir betrachteten die Scene der Verzweiflung von der Höhe des letzten kleinen Vorgebirges, ohne die Kraft zum Weitergehen oder zur Rückkehr zu besitzen. Die an den Felsen befestigte Barke, welche im Hintertheile keinen Anker gehabt hatte, um sie in ihrer Lage zu halten, war während der Nacht von den Wellen gehoben und an den Spitzen der Klippen, die sie hätten schützen sollen, in Stücke zerschellt worden. Die Hälfte des armseligen Kahnes hing noch mittelst des Seiles am Felsen, wo wir sie am Abend vorher befestigt hatten, und kämpfte hier mit einem dumpfen Geräusch, wie das der Stimmen untergehender Menschen, die in verzweifelndem Aechzen versinken, mit den Wellen.

Die andern Theile der Barke, der Schnabel, der Mast, die Rippen und die bemalten Planken waren wie Glieder von im Kampfe mit den Wölfen zerrissenen Menschen hier und da auf dem Sande zerstreut. Als wir unten ankamen,

lief der alte Fischer von einem dieser Trümmer zum andern, hob sie auf, betrachtete sie mit trockenen Augen und ließ sie dann wieder fallen, um zu einem andern Stücke zu eilen.

Graziella weinte, auf dem Boden sitzend und mit in ihre Schürze gehülltem Kopfe. Die Kinder liefen mit nackten Beinen im Meere schreiend den Plankentrümmern nach und bemühten sich, dieselben dem Ufer zuzulenken.

Was die Alte betrifft, so hörte sie nicht auf zu ächzen und zu klagen. Wir verstanden nur unarticulirte Worte und Stücke von Klagen, welche uns das Herz zerrissen:

„O, wildes Meer, taubes Meer, Meer, das schlimmer ist als die Geister der Hölle! Herzloses, ehrloses Meer!“ schrie sie mit einem ganzen Wörterbuche von Schimpfworten, und die Faust gegen die Wellen ballend: „Warum hast Du nicht uns selbst, uns Alle genommen, da Du uns unsern Broterwerb geraubt hast? — Da, — da, — da! nimm mich wenigstens stückweise, da Du mich nicht auf einmal hast nehmen wollen!“

Mit diesen Worten stand sie auf und warf Stücken von ihrem Kleide und Büschel ihres Haares in das Meer. Sie schlug die Wellen, trat in dem Schaume umher, ging sodann vom Zorne zur Klage und von Convulsionen zur Rührung über, setzte sich wieder auf den Sand, stützte die Stirn auf die Hände und betrachtete weinend die zerbrochenen und gegen die Klippen schlagenden Breter.

„Arme Barke!“ rief sie, als ob die Trümmer der Leichnam eines geliebten, des Lebens beraubten Wesens gewesen

wären; „ist dies das Loos, welches wir Dir schuldig waren? sollten wir nicht mit Dir untergehen? zusammenuntergehen wie wir gelebt haben? — Hier! — in Stücken — in Trümmern — in Staub — schreiend, todt — auf der Klippe, wo Du uns die ganze Nacht über gerufen hast, und wo wir Dir hätten helfen sollen! Was wirst Du von uns denken! Du hattest uns so gedient, und wir haben Dich verrathen, verlassen, — ins Verderben gestürzt! — ins Verderben gestürzt! — so nahe am Hause — im Bereiche der Stimme Deines Herrn! — an das Ufer geworfen wie die Leiche eines treuen Hundes, den die Wellen zu den Füßen seines Herrn, der ihn ertränkt hat, zurückwerfen!"

Bald wurde ihre Stimme von Thränen erstickt, bald zählte sie alle gute Eigenschaften ihrer Barke und alles Geld, welches sie ihnen gekostet und alle Erinnerungen, die sich für sie an die armen schwimmenden Trümmer knüpften, auf.

„Haben wir Dich darum nach dem letzten Thunfischfange so gut calfatern und bemalen lassen," sagte sie; „hatte Dich deshalb mein armer Sohn, ehe er starb und mir diese drei Kinder ohne Vater und Mutter hinterließ, mit so viel Mühe und Liebe fast ganz mit seinen eigenen Händen gebaut? — Wenn ich die Körbe aus dem Raume holte, erkannte ich die Schläge seines Beils am Holze und küßte sie zu seinem Gedächtniß. — Jetzt werden sie die Haifische und Krabben küssen! — In den Winterabenden hatte er selbst mit seinem Messer das Bild des heiligen Franziscus auf einem Brete geschnitzt und es an das Hintertheil befestigt,

um es gegen die Stürme zu schützen. — O, schlechter Heiliger! — wie erkenntlich hat er sich bewiesen? — was hat er aus meinem Sohne, aus seiner Frau und der Barke gemacht, die er uns hinterlassen, um sein Brot für seine armen Kinder zu verdienen? — wie hat er sich selbst beschützt, — und wo spielen die Wellen mit seinem Bilde?"

„Mutter, Mutter!" schrie eines von den Kindern am Strande zwischen zwei Felsen, eine von den Wellen ans Land gespielten Trümmer der Barke aufhebend. — „Hier ist der Heilige."

Die arme Frau vergaß allen ihren Zorn und ihre Lästerungen, stürzte auf das Kind zu, nahm das von ihrem Sohne geschnitzte Stück Holz, heftete ihre Lippen darauf und bedeckte es mit Thränen. Hierauf setzte sie sich stumm wieder nieder.

16.

Wir halfen Beppo und dem Greise alle Trümmer der Barke einsammeln, zogen den verstümmelten Kiel höher auf den Strand, häuften diese Trümmer, von denen einige Breter und das Eisenwerk den armen Leuten noch nützen konnten, zusammen, bedeckten sie mit großen Steinen, damit die Wellen, wenn sie wieder stiegen, die theuern Reste der Barke nicht von Neuem zerstreuten und stiegen traurig und weit hinter unsern Wirthen zum Hause hinauf.

Das Scheitern der Barke und der Zustand des Meeres gestatteten uns nicht, uns zu entfernen.

Nachdem wir mit gesenkten Augen und ohne ein Wort zu sagen, ein Stück Brot und etwas Ziegenmilch, die uns Graziella unter den Feigenbaum bei der Quelle brachte, genossen hatten, überließen wir das Haus seiner Trauer und machten einen Spaziergang unter die hohen Rebenlauben und die Olivenbäume, womit die Hochebene der Insel bedeckt war.

17.

Mein Freund und ich sprachen nur wenig mit einander, hatten aber den gleichen Gedanken und wählten instinktmäßig alle diejenigen Pfade, welche nach der Ostspitze der Insel zuführten und uns zur nahegelegenen Stadt Procida bringen mußten. Einige Ziegenhirten und junge, Oelkrüge auf dem Kopfe tragende Mädchen im griechischen Kostüm, die wir trafen, brachten uns zu verschiedenen Malen auf den rechten Weg. Endlich nach einem stundenlangen Marsche kamen wir vor der Stadt an.

„Dies ist ein trauriges Abenteuer,“ sprach endlich mein Freund.

„Es muß sich für diese armen Leute in Freude verwandeln,“ erwiderte ich ihm.

„Dies war mein Gedanke,“ entgegnete er, in seinem Ledergürtel eine ziemlich gut gespickte Börse mit Gold-Zechinen klimpern lassend.

„Und der meinige ebenfalls, aber ich habe nur fünf bis sechs Zechinen in meiner Börse; da ich indeß die Hälfte der Schuld getragen habe, muß ich auch bei dem Ersatz die Hälfte tragen.“

„Ich bin von uns Beiden der Reichste,“ sagte mein Freund; „ich habe einen Kreditbrief auf einen Banquier in Neapel, ich werde also Alles vorschießen und wir rechnen ab, wenn wir nach Frankreich zurückgekehrt sein werden.“

18.

So sprechend stiegen wir leicht die abschüssigen Straßen von Procida herab, wir gelangten bald auf die Marine, wie man im griechischen Archipel und auf der Küste von Italien den Strand in der Nähe der Rhede oder des Hafens zu nennen pflegt.

Das Gestade war mit Barken von Ischia, Procida und Neapel bedeckt, welche durch den gestrigen Sturm gezwungen worden waren, Zuflucht in den Gewässern von Procida zu suchen. Die Seeleute und Fischer schliefen, von dem abnehmenden Getöse der Wellen eingewiegt, in der Sonne oder unterhielten sich gruppenweise auf dem Molo sitzend. Nach unserm Kostüm und der rothwollenen Mütze, welche unser Haar bedeckte, hielten sie uns für junge toskanische oder genuesische Matrosen, die auf einer der Briggs, welche Oel oder Wein von Ischia holen, nach Procida gekommen seien.

Wir durcheilten die Marine mit den Augen, eine festgebaute und gut aufgetakelte Barke suchend, die leicht von zwei Menschen regiert werden konnte und deren Größe und Formen sich so viel wie möglich derjenigen, welche wir verloren hatten, näherten. Es ward uns nicht schwer eine solche zu finden; sie gehörte einem reichen Fischer der Insel, der deren mehrere besaß und war erst einige Monate im Dienste gewesen. Wir begaben uns zu dem Eigenthümer, dessen Haus uns von den Kindern im Hafen gezeigt wurde.

Es war ein munterer, verständiger, guter Mann. Er wurde von der Erzählung des Unglücks der vorigen Nacht und der Verzweiflung seines armen Landsmannes von Procida, die wir ihm gaben, gerührt. Er schenkte uns zwar keinen Piaster von dem Preise seines Fahrzeugs, überspannte aber seine Forderung nicht und der Handel wurde für 32 Goldzechinen, welche ihm mein Freund baar auszahlte, abgeschlossen. Für diese Summe erhielten wir das Fischerboot nebst vollständiger neuer Ausrüstung an Segeln, Krügen, Tauwerk und eisernem Anker.

Wir vervollständigten selbst die Ausrüstung, indem wir in einem Laden des Hafens zwei Kapotten von brauner Wolle, die eine für den Greis, die andere für das Kind kauften, und fügten hierzu Netze verschiedener Art, Fischkörbe und einige Wirthschafts-Utensilien, wie sie die Frauen gebrauchen. Wir kamen mit dem Verkäufer überein, daß wir ihm am nächsten Tage drei Zechinen mehr

bezahlen würden, wenn das Fahrzeug noch am selben Tage an den Punkt der Küste, welchen wir ihm bezeichneten, geführt würde. Da der Sturm nachließ und das hohe Land der Insel auf dieser Seite das Meer etwas vor dem Winde schützte, so machte er sich dazu verbindlich, und wir kehrten zu Lande nach Andrea's Hause zurück.

19.

Wir machten den Weg langsam, setzten uns unter allen Bäumen, im Schatten aller Weinlauben nieder, plauderten, träumten und handelten allen jungen Procidanerinnen die Körbe mit Feigen, Trauben und Mispeln ab, welche sie trugen und ließen den Stunden Zeit zu verrinnen.

Als wir von der Höhe eines Vorgebirges aus unser Fahrzeug verstohlen unter dem Schatten der Küste hingleiten sahen, beeilten wir unsere Schritte, um zu gleicher Zeit mit den Ruderern anzukommen.

Es waren in dem kleinen Hause und dem es umgebenden Weingarten weder Schritte noch Stimmen hörbar. Zwei schöne Tauben mit großen befiederten Füßen und weißen, schwarz getiegerten Flügeln, die auf der Brustwehrmauer des platten Daches Maiskörner aufpickten, waren das einzige Zeichen des Lebens im Hause. Wir stiegen ohne Geräusch auf das Dach und fanden hier die Familie tief eingeschlafen. Alle, mit Ausnahme der Kinder, deren hübsche Köpfchen neben einander auf Graziella's Arme ruhten,

schliefen in der Lage der durch den Schmerz erzeugten Abspannung.

Die alte Mutter hatte den Kopf auf die Kniee gelegt und ihr gepreßter Athem schien noch zu schluchzen. Der Vater war im vollen Sonnenschein mit gekreuzten Armen auf den Rücken ausgestreckt. Die Schwalben berührten in ihrem Fluge seine grauen Haare, die Fliegen bedeckten seine schweißperlende Stirn; zwei tiefe, bis zu seinem Munde sich hinschlängelnde Furchen bewiesen, daß die Manneskraft in ihm gebrochen und er in Thränen eingeschlummert war.

Dieses Schauspiel zerriß uns das Herz, aber der Gedanke an das Glück, welches wir den armen Leuten wieder bringen würden, tröstete uns. Wir weckten sie auf, und warfen zu den Füßen Graziella's und ihrer kleinen Brüder auf den Dielboden des Daches das frische Brot, den Käse, die eingesalzenen Eßwaaren, die Trauben, Orangen und Feigen, womit wir uns auf dem Wege beladen hatten, hin.

Das Mädchen und die Kinder wagten kaum unter diesem Regen des Ueberflusses, welcher wie vom Himmel um sie her niederfiel, aufzustehen. Der Vater dankte uns für seine Familie, die Großmutter betrachtete Alles mit glanzlosem Auge, der Ausdruck ihres Gesichts näherte sich mehr dem Zorne als der Gleichgiltigkeit.

„Auf, Andrea,“ sagte mein Freund zum Greise, „der Mensch darf das, was er durch Arbeit und Muth wieder erringen kann, nicht zweimal beweinen. Es giebt in den Wäldern noch Planken und in dem Hanf, welcher wieder auf-

sprießt, noch Segel. Nur das Leben des Menschen wird vom Kummer abgenutzt und sprießt nicht wieder auf. Ein Tag in Thränen verbracht, verzehrt mehr Kräfte, als ein Jahr der Arbeit. Steigt mit Eurer Frau und Euern Kindern und uns hinab. Wir sind Eure Matrosen; wir werden Euch beistehen, diesen Abend die Trümmer unseres Schiffes in den Hof heraufzubringen. Ihr werdet daraus Verschläge, Betten, Tische, Möbel für die Familie machen. Es wird Euch dereinst Vergnügen gewähren, in Euerm Alter ruhig von den Planken umgeben, die Euch so lange Zeit auf den Wellen gewiegt haben, zu schlafen."

„Möchten sie nur Särge für uns geben!" murrte die Großmutter.

20.

Indeß erhoben sie sich und folgten uns Alle langsam die Treppe zur Küste herab; aber man sah, daß der Anblick des Meeres und das Getöse der Brandung ihnen Schmerz machte.

Ich werde keinen Versuch machen, das Erstaunen und die Freude der armen Leute zu beschreiben, als sie von der Höhe der letzten Stufe der Treppe das schöne, neue, in der Sonne glänzende, neben den Trümmern des alten auf den Sand gezogene Fahrzeug erblickten, und mein Freund zu ihnen sagte: „Es gehört Euer!"

Sie sanken alle wie von einem Freudenblitze gerührt,

Jeder auf der Stufe, wo er sich befand, auf die Kniee nieder, um Gott zu danken, ehe sie Worte für uns selbst fanden; aber ihre Freude war für uns der beste Dank.

Sie erhoben sich, von der Stimme meines Freundes herbeigerufen und eilten ihm nach, der Barke zu. Anfänglich umgingen sie dieselbe in achtungsvoller Ferne, als ob sie gefürchtet hätten, sie sei etwas Uebernatürliches und würde eben so wunderbar, wie sie erschienen, wieder verschwinden. Allmählig aber kamen sie ihr näher, berührten sie, brachten die Hand, welche sie berührt hatte, an ihre Stirn und Lippen und küßten dieselbe; dann stießen sie Rufe der Bewunderung aus, reichten einander von der alten Frau bis zu den kleinsten Kindern die Hände und tanzten zusammen um die Nußschale her.

21.

Beppo war der Erste, der hineinstieg. Auf dem kleinen Halbverdeck des Hintertheils stehend, zog er die ganze Ausrüstung, womit wir den Verschlag angefüllt hatten, daraus hervor, den Anker wie das Tauwerk, die vierhenkligen Krüge wie die schönen neuen Segel, die Körbe, wie die weitermeligen Capotten. Er ließ den Anker erschallen, schwenkte die Ruderbündel über seinem Kopf und faltete das Segel, befühlte mit den Fingern die rauhe Wolle der Ueberjacken und zeigte mit Freudengeschrei und Zittern und mit den Füßen stram-

pelnd alle diese Reichthümer seinem Großvater, seiner Großmutter und seiner Schwester.

Vater, Mutter und Graziella weinten und betrachteten abwechselnd die Barke und uns.

Die Seeleute, welche die Barke herbeigeführt hatten, weinten, hinter dem Felsen versteckt, ebenfalls. Alle überhäuften uns mit Segenswünschen. Graziella, die in ihrer Dankbarkeit am Ernstesten war, näherte sich mit gesenkter Stirn ihrer Großmutter, und ich hörte sie, mit dem Finger auf uns deutend, murmeln: „Ihr sagtet, sie wären Heiden und ich antwortete Euch, es könnten eher Engel sein! Wer von uns hatte Recht?“

Die alte Frau warf sich uns zu Füßen und bat um Verzeihung für ihren Argwohn. Von dieser Stunde an liebte sie uns fast eben so sehr als ihre Enkelin oder Beppo.

22.

Wir verabschiedeten die Schiffsleute von Procida, nachdem wir ihnen die ausbedungenen drei Zechinen bezahlt hatten. Jedes von uns nahm einen der Ausrüstungs-Gegenstände, womit der Verschlag überfüllt war, und trug statt der Trümmer ihres Vermögens alle diese Reichthümer der glücklichen Familie zum Hause hinauf.

Nach dem Abendessen nahm Beppo beim Scheine der Lampe das zerbrochene Bret, worauf die Gestalt des heiligen Franziscus von seinem Vater ausgeschnitzt worden war, vom Kopfende des Bettes seiner Großmutter ab, sägte es gerade, glättete es mit seinem Messer, polirte es und malte es von Neuem an. Er hatte sich vorgenommen, es am nächsten Morgen in das innere Ende des Spiegels einzulassen, um in der neuen Barke etwas von der alten zu haben.

So trugen die Völker des Alterthums, wenn sie einen Tempel auf dem Orte, wo ein anderer gestanden hatte, errichteten, Sorge, zur Errichtung des neuen Gebäudes die Materialien oder wenigstens eine Säule des früheren zu verwenden, um in dem Erzeugnisse der Neuzeit etwas Altes, Geheiligtes zu besitzen, damit die Erinnerung, wenn auch an das Abgenutzte und Grobe unter den Meisterwerken, womit sie die Häuser der Götter schmückten, ihren Cultus und Zauber finde. Der Mensch ist überall Mensch. Seine Gefühlsnatur hat stets die gleichen Instinkte, möge es sich vom Parthenon, um die St. Peterskirche in Rom oder um eine armselige Fischerbarke auf einer Klippe von Procida handeln.

23.

Diese Nacht war vielleicht die glücklichste aller derjenigen, welche die Vorsehung diesem Hause, seit es sich auf

seinem Felsen erhoben, bis zu seinem Zerfallen in Staub bestimmt hatte. Wir schliefen unter den Windstößen in den Olivenbäumen, dem Getöse der Brandung an der Küste und dem Scheine der Mondstrahlen, auf unserer Terrasse ein.

Bei unserem Erwachen war der Himmel rein gekehrt wie eine polirte Krystallschale, das Meer dunkel und von Schaum bedeckt, als ob das Wasser vor Anstrengung und Ermüdung geschwitzt hätte. Der Wind braus'te aber noch immer, der weiße Staub, welchen die Wellen auf der Spitze des mysenischen Vorgebirges sammelten, erhob sich noch höher wie gestern und überschwemmte die ganze Küste von Cumä mit einer Ebbe und Fluth von glänzendem Nebel, welche unaufhörlich stieg und sank. Man nahm weder auf dem Busen von Gaëta noch auf dem von Bajä ein Segel wahr. Die Seeschwalben, der einzige Vogel, welcher im Sturme in seinem Elemente ist und während der Schiffbrüche sein Freudengeschrei ertönen läßt, wie die verfluchten Bewohner der Todtenbai, deren Beute die untergehenden Schiffe sind, peitschten den Schaum mit ihren weißen Schwingen.

Wir empfanden, ohne es uns zu gestehen, eine geheime Freude über unsre Einsperrung durch den Sturm im Hause und Weingarten des Fischers.

Dies gab uns Zeit, unsre Lage ganz zu genießen und

uns an dem Glücke dieser armen Familie, an welche wir uns wie Kinder anschlossen, zu weiden.

Der Wind und die hohen Wellen hielten uns hier neun ganze Tage gefangen. Wir, besonders ich, hätten gewünscht, daß der Sturm nie aufhören und eine unfreiwillige und unüberwindliche Nothwendigkeit uns Jahre lang da zurückhielt, wo wir uns in so glücklicher Gefangenschaft befanden. Unsere Tage verflossen hier unmerklich und einförmig. Nichts ist besser zu beweisen im Stande, wie wenig zum Glücke hinreicht, wenn das Herz jung ist, und an Allem Genuß findet. So erhalten und erneuern die einfachsten Nahrungsmittel das Leben des Körpers, wenn sie vom Appetite gewürzt werden und die Organe jung und gesund sind.

24.

Wir erwachten von dem Gezwitscher der Schwalben, welche an unser Laubbett auf der Terrasse, wo wir geschlafen hatten, streiften, lauschten der kindlichen Stimme Graziella's, die im Weinberge aus Furcht, die fremden Fremdlinge in ihrem Schlafe zu stören, nur halblaut sang, stiegen schnell zum Gestade hinab, um uns in das Meer zu stürzen und einige Minuten lang in einem kleinen Schlupfhafen zu schwimmen, dessen feiner Sand durch das tiefe durch-

sichtige Wasser heraufleuchtete und in welchen die Bewegung und der Schaum des offenen Meeres niemals drang, stiegen langsam zum Hause hinauf und trockneten und wärmten unsere vom Baden durchnäßten Haare und benetzten Schultern an der Sonne, frühstückten im Weinberge ein Stück Brot und Büffelkäse, welches uns das junge Mädchen brachte und mit uns brach, tranken von dem klaren frischen Wasser der Quelle, das sie selbst in einem kleinen länglichen irdenen Kruge schöpfte und erröthend auf ihrem Arme neigte, während sich unsre Lippen an die Mündung hefteten, standen sodann der Familie in den tausend kleinen ländlichen Arbeiten im Hause und Garten bei, richteten die Wände der Einfassungsmauern auf, welche den Weinberg umgaben und die Terrassen trugen, schafften die großen Steine fort, welche im Winter von diesen Mauern auf die jungen Weinsprossen herabgefallen waren und die geringe Pflege verhinderten, welche man den Reben erweisen konnte, trugen die großen, gelben Kürbisse, von denen ein jeder eine volle Last für einen Menschen bildete, in den Keller, schnitten ihre Ranken ab, welche den Boden mit ihren langen Blättern bedeckten und die Füße in ihr Netz verwickelten, zogen zwischen jeder Rebenreihe unter den hohen Weingängen eine kleine Furche in der trockenen Erde, damit sich hier das Regenwasser von selbst sammele und sie längere Zeit tränke, gruben zu demselben Zwecke trichterförmige Löcher am Fuße der Feigen- und Citronenbäume, und verbrachten

so unsere Vormittage bis zu der Stunde, wo die Sonne ihre senkrechten Strahlen auf das Dach, den Garten und den Hof herabschoß und uns zwang, im Schatten der Weinlauben, wo die Durchsichtigkeit und Lichtreflexe der Weinblätter die beweglichen Schatten mit warmen, goldenen Tinten färbten, Schutz zu suchen.

Ende des ersten Bandes.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Lamartine, Alphonse <<de>>,

Geständnisse von A. de Lamartine

Bd.: 1

Grimma 1849

Biogr. 3198 n-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10068801-5